


Die große Gruselserie von Jason Dark

# Villa Frankenstein

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110




# Villa Frankenstein

## John Sinclair Nr. 345

***von Jason Dark***

***erschienen am 12.02.1985***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Villa Frankenstein

»Du bist zu mir gekommen, und du wirst auf die Bibel schwören, daß du dieses Monstrum vernichtest!« Der Pfarrer stand vor dem Mann, der verschüchtert auf dem einfachen Holzstuhl hockte und zitterte. Ob vor Angst oder vor Erregung, das war ihm nicht anzumerken. Jedenfalls schüttelte er den Kopf.

»Ich kann nicht.«

»Du kannst nicht?«

»Nein, ich kann nicht auf die Bibel schwören, und ich kann ihn nicht töten. Es wäre Mord.«

»Er ist ein…«
Der Mann schaute hoch. Das Gesicht des Pfarrers war blaß. Ringe lagen unter seinen Augen. Der Mann hatte in der letzten Zeit wenig Schlaf bekommen. »Sprechen Sie es nicht aus, Herr Pfarrer. Ich weiß, was Sie sagen wollen, aber so ist es nicht.«
»Und ob es so ist. Dieses Wesen lebt nicht. Es ist grausam, man kann es nicht als einen Menschen bezeichnen. Teuflisches Machtwerk. Jawohl, der Satan hat seine Hand im Spiel gehabt. Und er hat deine Finger geführt. Du bist kein zweiter Frankenstein, Phil Butcher, du nicht. Das solltest du wissen.«
»Wenn ich ihn töte, wird er sich rächen!« flüsterte Phil Butcher.
»Und er wird es grausam…«
»Sei ruhig. Du bist in dieser Nacht zu mir gekommen, freiwillig sogar. Und deshalb wird das geschehen, was ich anordne. Du hast dich nie auf meine Seite gestellt. Wir haben nichts miteinander zu tun gehabt, sind verschiedene Wege gegangen, aber ich wußte immer über dich und deine schlimmen Taten Bescheid. Und ich wußte auch, daß ein Mensch nicht ohne Gott auskommen kann. Irgendwann einmal würde dich der Weg zu mir führen. Heute ist der Tag gekommen. Ich schwöre dir, daß ich ihn nicht ergebnislos abbrechen werde. Hast du verstanden?«
Phil Butcher nickte. Die Worte des Pfarrers hatten gewirkt. Er wußte selbst, wie schwer es ihm gefallen war, überhaupt mit dem Geistlichen zu reden. In der Tat hatte er eine Kirche zum letztenmal als kleiner Junge von innen gesehen, und er hatte sich auch jetzt nicht mit dem Pfarrer in der Kirche getroffen, sondern in dessen Privathaus. In die Kirche würde man ihn auch jetzt nicht hineinkriegen.
Phil Butcher war ein Mann, der älter wirkte, als er aussah. Sein Haar glich zusammengelegten Strähnen. Sie wuchsen bis weit in den Nacken hinein. Die Augen lagen tief in den Höhlen. Unter ihnen zeichneten sich die Ringe als Halbkreise ab. Die Haut wirkte weich und gleichzeitig aufgedunsen. Die Lippen sprangen hervor wie zwei kleine, aufeinandergelegte Gummischläuche.
Er trug alte Kleidung. In den schmutzigen Mantel hatte er sich eingewickelt wie in einen Teppich, und er schaute auf, als der Pfarrer ebenfalls nach, seinem Mantel griff, um ihn überzustreifen.
»Wir gehen jetzt!«
»Wohin?«
Der Pfarrer schlüpfte in den Mantel. Er lächelte schmal. »Das steht fest. Zu dir!«
»Und dann?«
»Werde ich mir alles genau anschauen und anschließend die Konsequenzen ziehen. Klar?«
»Sicher.« Phil Butcher senkte den Blick. Es war ihm anzusehen, daß

er seinen Entschluß bereute, aber der Geistliche kannte kein Pardon. Er stand für seine Sache und würde für sie durchs Feuer gehen, daran gab es nichts zu rütteln.

Sogar die Tür öffnete er seinem Gast. »Komm, Phil, es gibt nichts mehr zu überlegen.«

Butcher löste sich aus seiner nachdenklichen Sitzhaltung. Mit der Zunge leckte er über seine Lippen. Er sah so aus, als wollte er etwas sagen, die Worte verschluckte er, da er bei seinem Gegenüber auf Granit beißen würde.

Draußen war es dunkel. Der Wind rauschte durch die hohen Kronen der Ulmen. Zur rechten Seite lag das Dorf. Nur mehr wenige Lichter brannten. Die meisten Menschen lagen in den Betten, da für sie am anderen Tag wieder die harte Arbeit beginnen würde.

Die beiden so unterschiedlichen Männer wandten sich dem Hügel zu. Dort wohnte Phil Butcher, da stand sein Haus, eine windschiefe Bude, von den Menschen im Dorf Villa Frankenstein genannt. Die einzelnen Teile des Gebäudes waren schief und krumm zusammengeschustert. Wenn es stark stürmte, pfiff der Wind durch die Ritzen und Fugen. Dann gab das Haus Geräusche von sich, die so unheimlich klangen, als läge es in den allerletzten Zügen.

Sie waren die einzigen in dieser Nacht unterwegs. Der Pfarrer dachte daran, daß die Zeiten immer schlechter wurden. Ein großer Krieg stand vor der Tür, Europa würde bald unter dem Kanonendonner zittern. In Deutschland rüstete man auf, und auch in Frankreich klirrten schon die Waffen. Die Jahrhundertwende lag über zehn Jahre zurück. Es hatte in Europa lange keinen Krieg mehr gegeben, alles deutete darauf hin, daß die Menschen sich wieder die Köpfe einschlagen wollten.

»Geh schneller!« Der Pfarrer hatte keine Lust, die gesamte Nacht ohne Schlaf auszukommen. Er wollte es schnell hinter sich bringen und das Übel vertreiben.

Der Pfad, über den sie schritten, war schlammig. Sie rutschten hin und wieder zurück. Zudem spürten die beiden die Nähe des Sumpfes.

Es gab keine Jahreszeit, in der er nicht stank. Auch jetzt wehte der Wind den fauligen Geruch über das Land.

Ein Gestank nach Verwesung und Abfall. So wie die Natur verfaulte, würde es auch bald den Menschen ergehen.

»Wo ist er?« fragte der Pfarrer.

»Ich weiß es nicht!«

»Willst du mich anlügen?«

Sie hatten nur noch wenige Schritte zu laufen. Phil Butcher blieb stehen. Er streifte sein Haar zurück, hatte damit keinen Erfolg, da der Wind die Strähnen immer wieder hochwirbelte. »Ich… ich muß Ihnen ein Geständnis machen, Herr Pfarrer!« flüsterte er.

»Rede!«

Phil Butcher schaute sich um, als wollte er nach irgendwelchen Lauschern fahnden. Dann hob er die Schultern, wobei er gleichzeitig den Kopf einzog und seine Gestalt auf groteske Weise verzerrt wirkte. »Ich… ich muß Ihnen sagen, daß er lebt.«

»Deine Figur?«

»Ja…«

Der Pfarrer hob die dunklen Brauen. »Das weiß ich. Zwar habe ich ihn nie gesehen, ich weiß dennoch, daß er existiert und sich auch bewegen kann. Sonst hättest du dich ja nicht um ihm bemüht – oder?«

»Stimmt.«

»Dann laß uns gehen und ihn endlich töten!«

»Das geht nicht so einfach…«

»Doch«, widersprach der Geistliche. »Wir werden ihn gemeinsam in den Sumpf werfen.«

»Nicht töten?«

»Nein.«

Vor Überraschung ging Phil Butcher einen Schritt zurück. »Dann… dann«, flüsterte er, »ist mein Lebenswerk gesichert.«

»Wie meinst du das?«

»Er kann nicht sterben. Mein Monster ist unsterblich, ebenso wie die Villa Frankenstein.«

Der Pfarrer nahm es leichter. Er schlug dem anderen auf die Schulter. »Nein, mein Lieber, ich habe mir alles genau überlegt. Der Sumpf hat noch nie etwas freigegeben. Das müßtest du wissen.«

»Herr Pfarrer, ich warne Sie. Mein Monster ist nicht irgend etwas. Das ist wie Frankensteins Geschöpf.« Er senkte die Stimme. »Ich will Ihnen etwas sagen, Pfarrer. Ich habe das Monstrum aus Leichenteilen zusammengebastelt. Seine Existenz ist Teufelswerk. Ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich nicht mehr weiter wußte. Das Monster wächst mir über den Kopf. Ich werde damit nicht fertig.«

»Deshalb komme ich ja mit. Ich vertraue auf andere Kräfte als du. Auf die der Kirche.«

Phil Butcher ließ sich nicht überzeugen. »Sollen wir ihn nicht doch lieber verbrennen?«

»Der Sumpf ist sicherer.«

Mit diesen Worten wandte sich der Geistliche ab und sah deshalb nicht das kalte Lächeln des anderen.

Bis zum Haus ließ er den Pfarrer vorgehen. In der Dunkelheit war nicht genau zu erkennen, wie windschief die Hütte war. Aber sie hörten das Klappern der alten Fensterläden, das Jaulen in den Öffnungen und Ritzen, als würde sich der alte Bau über jeden Windstoß, der gegen ihn fuhr, schmerzhaft beschweren.

Nur die Tür war neu.

Sie besaß auch ein Vorhängeschloß, das die Größe einer Hand aufwies und blank schimmerte. Den passenden Schlüssel holte Phil Butcher aus der Tasche.

Nervös wartete der Pfarrer darauf, daß die Tür geöffnet wurde.

Zweimal mußte Butcher ihn herumdrehen, dann war das Schloß offen, und er konnte auch die Tür aufziehen.

»Hast du hier überhaupt Licht, Butcher?«

»Ja, aber kein elektrisches. Das gibt es ja nur in den Häusern der Reichen und Vornehmen.«

»Dann warte ich hier, bis du die Lampen angezündet hast.«

»Ist gut.«

Beide Männer hatten im offenen Eingang des Hauses gestanden.

Dort hoben sich ihre Umrisse noch grau vom dunkleren Untergrund der Schwelle ab. Als Butcher das Haus betrat und seine Gestalt mit der Finsternis verschmolz, glich er einem akustischen Schatten, denn nur mehr seine Schritte waren auf dem Holzboden zu hören.

Dem Pfarrer, das gab er zu, war doch ein wenig unheimlich zumute. Er stand da, wartete im Dunkeln und spürte genau, daß dieses Haus nicht unter christlichem Schutz stand. Hier war alles anders, viel düsterer, beklemmender, und dennoch von einem Leben erfüllt, das eigentlich keines war. Es besaß keinen Segen der Kirche, sondern den Schutz der Hölle, des Bösen, und so etwas spürte ein sensibler Mensch wie der Pfarrer genau.

Die Schritte des anderen waren verklungen. Dafür sah der wartende Geistliche die erste Lichtinsel. Im Hintergrund des Raumes schuf sie einen weichen Fleck. Als helle Insel durchbrach er die Schwärze. Ein zweiter und dritter Lichtschein erschienen. Auch die Gestalt des Phil Butcher tauchte auf. Er wartete im Hintergrund. Der Pfarrer hörte die Stimme des Mannes. »Sie können kommen.«

Der Geistliche setzte sich in Bewegung. Auch unter seinen Schritten knarrten die Bohlen. Noch nie in seinem Leben hatte er diesem Haus einen Besuch abgestattet, deshalb schaute er sich auch so neugierig um.

Er war eigentlich enttäuscht. Aber angenehm enttäuscht. Erwartet hatte er eine schmutzige Einrichtung, viel Staub, zerschlissene Möbel, das Gegenteil war der Fall.

Beinahe sauber präsentierte sich die Wohnung in der unteren Etage. Neben der in die Höhe führende Treppe stand eine kleine Couch. Auf ihr lagen zahlreiche Puppen. Desgleichen auf den beiden hochlehnigen Ledersesseln. Auch sie waren mit Puppen geschmückt.

Der Pfarrer wunderte sich. Alles hätte er in diesem merkwürdigen Haus erwartet – aber Puppen?

Er ging auf das Sofa zu, wo die meisten saßen. Es waren kleine Lebewesen, so echt, so genau nachgebildet, daß sie auf ihn schon

erschreckend wirkten. Möglicherweise lag es auch am Licht. Es warf neben der Helligkeit auch Schatten, so daß ein abwechselndes Muster auf den Gesichtern und Körpern der Puppen lag.

Neben der Couch blieb der Pfarrer stehen. Er schaute nach rechts, wo Phil Butcher stand und ihn beobachtete. »Haben Sie die Puppen gesammelt?«

Butcher nickte.

»Und weshalb?«

»Mir gefielen sie eben.«

Das glaubte ihm der Pfarrer nicht. Butcher war kein Mensch, der Puppen sammelte. Vor sich sah er eine Babypuppe, die ihn aus ihren großen, dunklen Augen anschaute. Sie hatte einen kleinen Hut auf dem Kopf, während die Puppe daneben angezogen war wie ein Soldat. Die goldfarbene Pickelhaube glänzte.

Andere Puppen sahen aus wie Mütter oder Großmütter, und jede Puppe besaß einen Kopf aus Porzellan. Mal schauten sie offen und ehrlich, dann wieder verträumt. Einen bösen Blick konnte der Pfarrer bei keinem der kleinen Kunstwerke feststellen.

Er war parallel zum Sofarand gegangen und blieb vor Phil Butcher kopfschüttelnd stehen. »Ich kann Ihnen nicht glauben, daß Sie die Puppen einfach so gesammelt haben.«

»Es stimmt aber.«

»Lieben Sie Puppen?«

»Auch, ich brauchte sie für meine Forschungen.«

»Für das Monster?«

Der andere bejahte. »Natürlich. Überlegen Sie mal, Herr Pfarrer, ich mußte nachsehen, wie ein Mensch gebaut ist. Das habe ich nicht studiert, alles sollte ja lebensecht wirken.«

»Ach so, verstehe…«

»Möchten Sie jetzt das Monster sehen?«

»Gern, wo ist es?«

»Ich habe es im Keller.«

»Dann lassen Sie uns hinuntergehen!«

»Das brauchen wir nicht«, erklärte Phil Butcher. »Es gibt da einen einfachen Trick.« Er deutete zu Boden. »Passen Sie gut auf, Herr Pfarrer!«

Phil Butcher hatte seine Unsicherheit verloren, das machte den Pfarrer nachdenklich. Er sagte nichts, registrierte es nur und schaute weiter zu, was Butcher unternahm.

In der Zimmermitte stand ein Tisch. Er zeigte eine ovale Form und stand auf einem dicken gedrechselten Bein, das wiederum auf eine runde Holzplatte mündete.

Den Tisch schob Butcher zur Seite, wobei er sich ziemlich anstrengen mußte. Als er es geschafft hatte und sich umdrehte, zeigte sein Gesicht

Triumph.
»Bald werden Sie mein Geschöpf sehen, Herr Pfarrer.«
»Lebt es?«
»Ja.« Butcher deutete auf den Boden. »Darunter liegt der Keller. Und dort habe ich es eingesperrt.«
»Dann müssen wir hinunter – oder?«
»Das brauchen wir nicht.« Er grinste breit. »Das Haus mag zwar alt sein, ich aber habe es so bequem wie möglich gestaltet. Verstehen Sie? Nur nichts Überflüssiges, kein…« Er winkte ab und ging in die Hocke. So blieb er für einen Moment sitzen, während er von dem Pfarrer scharf beobachtet wurde. Er traute diesem Burschen nicht.
Zwar bereute der Geistliche es nicht, mit Butcher gegangen zu sein, wohl in seiner Haut war ihm nicht, und er hätte gern einen zweiten Zeugen hinzugezogen, was kaum möglich war.
Im Boden befand sich eine Luke. Der Griff lag auf dem Holz. Butcher zog ihn hoch, umfaßte ihn, strengte sich an und hievte die Platte in die Höhe. An den Rändern quietschte sie. Staub wurde aufgewirbelt. Als sie einen Winkel von 90 Grad zum Boden erreicht hatte, blieb sie in dieser Stellung stehen.
Durch eine metallene Querstrebe wurde sie festgestellt, so daß der Pfarrer in das Loch schauen konnte. Er wollte vorgehen, da hob Butcher die Hand. »Nein, bleiben Sie da, Herr Pfarrer.«
»Weshalb?«
»Ich schaffe es allein.«
»Wie willst du das denn machen? Ich kann dir helfen. Der Körper ist bestimmt schwer.«
Phil Butcher schlich um den Rand herum. »Die Technik«, flüsterte er. »Ich habe mir die Technik zunutze gemacht. Wenn ich mein Werk bewundern will, möchte ich mich nicht anstrengen und in den Keller steigen, nein, der Körper soll ohne großen Kraftaufwand zu mir gelangen. Sie werden es sehen, Herr Pfarrer, Sie werden es sehen.«
Der Mann nickte und blieb dort stehen, wo ihn der aus der Tiefe strömende faulige Geruch direkt treffen konnte. Auch der Pfarrer hatte ihn längst wahrgenommen. Er gab zu, daß er ihn nicht gerade mochte. Der konnte einem Menschen schon den Magen herumdrehen. Widerlich.
Butcher war auf die Knie gefallen. Seine Hände verschwanden in der viereckigen Öffnung. Sie hielten irgend etwas fest, das der Pfarrer nicht sehen konnte. Dafür hörte er ein erbärmlich klingendes Quietschen, und Butchers Arme gerieten in Bewegung.
»Ich hole ihn über einen Seiltransporter hoch«, erklärte der Mann.
»Flaschenzug, wissen Sie.«
Der Pfarrer hatte verstanden. Eine halbe Körperlänge neben Butcher hielt er sich auf und schaute in das dunkle Loch. Allmählich erschien

dort ein Schatten.

Er war länglich. Eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Menschen besaß er schon, bis der Pfarrer erkannte, was es wirklich war. Ein sargähnlicher Gegenstand, eine Kiste…

»Fassen Sie mal mit an, Herr Pfarrer. Wir müssen sie noch von der Plattform hieven.«

Beide Männer packten zu. Wenig später stand die aus rohen Brettern zusammengenagelte Holzkiste neben der Luke, und Phil Butcher deutete mit seinem ausgestreckten Finger darauf. »Da steckt er drin, Herr Pfarrer«, erklärte er. »Genau da.«

»Ich will ihn sehen.« Phil Butcher hob beide Hände. »Lieber nicht, mein Freund, lieber nicht. Es wäre zu gefährlich…«

»Wieso? Lebt er?«

»Ja, er lebt.«

»Das möchte ich…« Der Pfarrer sprach nicht mehr weiter. Er und auch Phil Butcher hatten das Geräusch vernommen, das aus der Kiste geklungen war. Ein dumpfes unheimliches Klopfen …

***

Die beiden Männer blieben stehen und hielten den Atem an. Wohl war ihnen nicht zumute, selbst auf Butchers Gesicht zeichnete sich eine Gänsehaut ab.

Der Pfarrer sagte ebenfalls nichts. Er blickte auf den Deckel der Kiste und spürte seinen Hals trocken werden. Die rechte Hand hatte er in die Tasche gesteckt. Seine Finger umklammerten dort ein Kreuz, und die Muskelstränge an seinem Hals zuckten, als er schluckte. Sehr wohl fühlte er sich nicht in seiner Haut.

»Dann lebt er doch?« fragte er nach einer Weile flüsternd.

»Ja…«

»Und ich darf ihn nicht sehen?«

»Nein, Herr Pfarrer. Wenn wir das Monster freilassen, wird es wüten. Das geht nicht.«

Phil Butcher hatte sehr eindringlich gesprochen, und seine Worte waren auch auf fruchtbaren Boden gefallen, denn der Pfarrer nickte und sagte: »Schaffen wir ihn raus!«

»Dann müßten Sie mit anfassen.«

»Wollen wir ihn bis zum Sumpf tragen?«

»Nein, nur bis zu meinem Wagen. Wir laden die Kiste auf und fahren damit an den Sumpf.«

Damit war der Pfarrer einverstanden. Ihm war unwohl zumute, als er sich bückte und die Kiste an einer Seite in die Höhe stemmte.

Durch die schräge Haltung geriet der darin liegende Mensch in Bewegung und schlug mit den Füßen oder mit dem Kopf gegen den Sargrand, was dort einen hohlen Klang hinterließ.

Der Pfarrer verzog das Gesicht. Er kam mit dem Problem nicht zurecht. Das sagte er auch. »Wir begraben einen Lebendigen!« flüsterte er. »Einen lebendigen Menschen.«

»Ja, ein Monster.«

»Das du erschaffen hast.«

Butcher nickte. Der Pfarrer wurde aus diesem Mann nicht schlau.

Er wollte sein Lebenswerk im Sumpf versenken, das Monster sollte nicht mehr existieren. Er hatte die Kontrolle darüber verloren, wie damals Frankenstein.

Kaum zu fassen…

Sie schritten durch eine offene Tür, gelangten in einen Flur und begaben sich zu einem zweiten Ausgang. Er lag an der Rückseite des windschiefen Hauses.

Beide Männer waren ungefähr gleichgroß. Deshalb gab es für sie beim Tragen der Last auch keine Schwierigkeiten. Immer wieder dachte der Pfarrer darüber nach, ob er richtig gehandelt hatte, das Monster nicht anzusehen und es vielleicht mit den Waffen der Kirche zu bekämpfen. Der andere hatte ihm einen Bären aufbinden können. In der Kiste brauchte kein Mensch zu liegen, und vertraut hatte er einem Phil Butcher noch nie.

Zudem wußte er nicht viel über ihn. Aus London war er gekommen. Er hatte hier keine Eltern, keine Verwandten, er lebte wie ein Einsiedler und pflegte zu den übrigen Menschen keinen Kontakt.

Sie verließen das Haus durch die Hintertür. Fast wäre der Pfarrer noch über eine kleine Treppe gestolpert. Im letzten Augenblick konnte er sich fangen.

Es war eine dunkle windige Ecke. Nicht weit entfernt standen Bäume. Wie finstere Gerippe stachen ihre Äste in die Schwärze der Nacht. Die Kiste hatten die Männer abgestellt. Gegen das Rauschen des Windes rief Phil Butcher an. »Warten Sie, Herr Pfarrer. Ich hole eine Laterne. Es dauert nur ein paar Sekunden.«

»Ist gut.«

Butcher verschwand. Neben der Kiste stehend blieb der Geistliche allein zurück. Von Sekunde zu Sekunde fühlte er sich unwohler, als er auf den Deckel schaute. Er sah das dunkle Holz und hörte auch das Klopfen. Der künstliche Mensch gab einfach nicht auf. Er wollte aus seinem Gefängnis befreit werden.

Bei jedem Ton zuckte der Pfarrer zusammen. Auch eine Gänsehaut konnte er nicht vermeiden. Sie begann im Nacken und rann über seinen gesamten Rücken.

In seiner Kehle spürte er ein kratziges Gefühl. Im Magen schien sich ein Stein gebildet zu haben, und sein Blick irrte ab in die Dunkelheit. Er hoffte, daß Butcher so rasch wie möglich zurückkommen würde, damit sie die Kiste endlich in den Sumpf schleudern konnten.

»Uuuaahhh…« Das Stöhnen aus dem Innern der Kiste traf ihn schlagartig. Über den Rücken des Mannes rann eine Gänsehaut. Er schüttelte sich, als hätte man Wasser über seinen Schädel geschüttet, und die Angst in seinem Innern steigerte sich noch mehr.

Es war leider so dunkel, daß er die Kiste nur mehr als einen Schatten erkannte. Dennoch stellte er fest, daß sich der Deckel bewegte, als würde jemand mit aller Kraft von unten her gegen ihn drücken. Hastig zog der Geistliche sein Kreuz hervor und preßte es auf die Kiste.

Das half ihm nicht. Die Geräusche ließen nicht nach. Übertönt wurden sie von den Schritten des zurückkehrenden Phil Butcher, der eine Sturmlaterne in der rechten Hand hielt. Bei jedem unregelmäßig gesetzten Schritt schwankte sie von einer Seite zur anderen, und ihr gelber, blasser Schein tanzte über den Boden, traf die Gestalt des Pfarrers und auch die neben dem Wagen stehende Kiste.

»Er hat gesprochen«, sagte der Pfarrer.

»Was denn?«

»Keine Ahnung, ich hörte nur Geräusche.«

Der andere lachte kichernd. »Ich sagte Ihnen doch, Herr Pfarrer, mein Monstrum lebt.«

»Bringen wir es schnell hinter uns.«

»Gern. Wenn Sie mit anfassen.«

Der Pfarrer und Phil Butcher bückten sich. Sie hievten die Kiste hoch und schleppten sie ein paar Schritte weiter, wo der Leiterwagen stand. Auf seiner Fläche luden sie die Kiste ab.

»So, das war gut«, erklärte Butcher. »Wollen Sie die Laterne holen?«

»Ja.«

Im bleichen Licht der Laterne kam dem Pfarrer die gesamte Umgebung unheimlich vor. Die Bäume, das Gras, der schmale Weg, Phil Butcher und auch der Wagen mit seiner makabren Ladung wirkten seltsam gespenstisch und unnatürlich, wenn sie vom Licht gestreift wurden. Für einen Moment tauchten die Gegenstände jeweils auf, bevor sie wieder verschwanden.

Der Pfarrer hängte die Laterne an den Wagen. Butcher hatte schon nach der Deichsel gegriffen und sie angehoben. Auch der Pfarrer packte mit an. Auf sein Kommando hin gingen sie los und zogen den Wagen einen schmalen Pfad entlang, der zum Sumpf führte.

Es wurde ein schweres Stück Arbeit. Bei einem normalen Untergrund wäre der Wagen vielleicht von selbst gerollt. Nicht hier, wo der Boden schwer und naß war. Manchmal auch schlammig, immer rutschig, denn auch das hochwachsende Gras zeigte Nässe.

Und so schritten sie weiter. Stemmten sich manchmal ein, da sie das Gewicht des Karrens nach vorn drücken wollten, und sie mußten sich auch gegenseitig abstützen, damit es ihnen gelang, hin und wieder auftauchende Kurven zu nehmen.

Das Gelände senkte sich dem Sumpf entgegen. Es fiel nicht steil ab, eher langsam, auch kaum zu merken, aber stetig. In einer sumpfigen Umgebung bleibt ein Pfad nie frei, das stellten auch die beiden Männer fest, als sie ihren Karren zogen.

Das Gewicht drückte immer stärker. Sie stemmten sich härter dagegen. Manchmal gerieten die Räder trotzdem aus der Spur.

Sehr oft richtete der Pfarrer seinen Blick nach vorn. Die Vegetation trat allmählich zurück. Höhere Bäume verschwanden, schufen einer Art von Buschland Platz. Jenseits davon schimmerte eine schwarze Fläche. Trotz der Dunkelheit zu erkennen. Manchmal tanzten geheimnisvolle Lichtreflexe über den Sumpf, Irrlichter zogen ihre Zickzack-Bahnen, und fauliger Geruch wehte den beiden Männern entgegen.

Der Sumpf war gefährlich. Selbst alteingesessene Dorfbewohner durchquerten ihn nie nachts, und auch der Pfarrer wußte dies. Er machte Phil Butcher aufmerksam.

Keuchend sagte er: »Wir werden nicht sehr weit hineingehen können, Sie wissen ja selbst, wie gefährlich er ist.«

Der andere lachte meckernd und bewegte den Kopf auf und nieder. Das Gesicht glänzte. Es wirkte dabei wie dunkel angemalt. »Ja, Herr Pfarrer, ich kenne den Sumpf. Sehr genau. Vielleicht genauer als andere. Wenn man so nahe dabei wohnt, ist alles anders. Ich treibe mich oft genug dort herum und habe Inseln entdeckt, von denen andere nichts wissen. Da führen sogar Pfade hin.«

»Wir wollen es hoffen.«

»Das können Sie auch.«

Mit jedem Schritt wurde der Boden unter ihren Füßen weicher. Ihnen kam es vor, als bestünde der Sumpf aus gierigen Händen, die sie nicht mehr loslassen wollten.

Auch der Wagen sank ein. Durch das Gewicht der Kiste und des Monstrums war er noch schwerer geworden, so daß die vier Holzspeichenräder schon zu einem Drittel versanken. Dementsprechend war der Kraftaufwand, den beide Männer einsetzen mußten, um voranzukommen.

Die Kraft des Pfarrers ließ allmählich nach. Trotz der Kühle schwitzte er so stark, daß seine Kleidung schon dampfte. Er fluchte einige Male, was Butcher mit einem glucksenden Lachen quittierte.

»Ja, auch ein Pfarrer muß mal fluchen.«

»Sage ich auch immer. Fluchen ist menschlich.«

»Und menschlich ist auch, daß ich bald keine Lust mehr habe, den Karren zu ziehen.«

»Es ist ja bald geschafft.«

»Hoffentlich.« Der Geistliche wollte schon aufgeben, als er feststellte, daß sich der Untergrund tatsächlich verändert hatte. Er war härter

geworden.

Der Wagen rollte wieder besser, die Kraftanstrengung war nicht so groß wie zu Beginn. Jetzt erst fand der Geistliche Zeit, sich umzuschauen, wobei er feststellte, daß er sich mitten im Sumpf befand. Er hatte diesen Weg nicht gekannt, und er sah die dunkle Fläche überall. Sie kreiste die beiden Männer ein. Der faulige Geruch war wesentlich stärker geworden. Wie ein Pesthauch wehte er über die schwarze Oberfläche, die nie ruhig war, gluckerte und blubberte, Blasen warf, hochdrückte und sie zerplatzen ließ.

Eine Atmosphäre aus Moder, Verwesung und einer allmählich sterbenden Natur.

Über ihnen befand sich ein düsterer Himmel. Es war kein Vollmond, auch die Sterne verbargen sich in der Unendlichkeit des Alls oder hinter dicken Wolken, die vor dem düsteren Firmament wie die helleren Teile eines gewaltigen Puzzles wirkten.

Durch diese Landschaft kämpften sich die beiden Männer voran.

Bei jedem Schritt schmatzte es unter ihren Füßen. In den zurückgelassenen Trittstellen sammelte sich das Wasser. Es war ebenfalls dunkel, brackig und roch dementsprechend.

An diese Umgebung würde sich der Pfarrer niemals gewöhnen können, das war sicher. Er hoffte darauf, es bald hinter sich zu haben.

»Wann sind wir denn bei dieser verfluchten Insel?«

»Noch wenige Minuten.«

Der Geistliche mußte sich auf die Antwort verlassen. Er wußte es selbst nicht besser.

Es wurde wieder ruhiger, deshalb vernahmen sie auch die Geräusche des in der Kiste liegenden Monsters.

Es wollte raus. Sehr deutlich hörten sie das harte Klopfen, das einen dumpfen Klang bekam, wenn der Schall es weiterleitete. Dem Pfarrer fiel auch das Knirschen auf.

Für ihn gab es nur eine Erklärung. Das Monstrum war dabei, die Kiste zu zerstören. So leicht ließ es sich anscheinend nicht abschieben.

»Hören Sie das?« fragte er Butcher.

»Klar.«

»Wenn wir nicht achtgeben…«

»Ach, hör auf! Da ist es schon. Noch einmal stärker ziehen.« Das taten beide. Der Wagen bekam mehr Geschwindigkeit und rollte auf die trockene Fläche im Sumpf zu, von der Phil Butcher gesprochen hatte.

Dort blieben sie stehen. Beide waren außer Atem. Sie standen gebückt und erschöpft da, mußten zur Ruhe kommen, um die Kiste von der Ladefläche zu holen.

»Das mache ich nicht noch einmal«, erklärte der Pfarrer.

»Brauchen Sie auch nicht.« Phil Butcher drehte sich schon um und

wandte sich dem Wagen zu. »Kommen Sie, wir müssen ihn abladen. Aber nicht mehr loslassen.«

»Nein, nein.« Dem Geistlichen ging es wieder etwas besser. Gemeinsam faßten sie die Kiste von zwei verschiedenen Seiten an. Sie schoben sie noch über die Fläche, bis sie so weit überstand, daß Phil Butcher zugreifen konnte.

»Und jetzt!« keuchte er.

Auch der Geistliche hielt fest. Durch den ungewohnten Druck an seinen Armen ging er ein wenig in die Knie, konnte sich wieder fangen und straffte seine Schultern.

»Alles klar?« fragte Butcher.

»Ja.«

Phil ging rückwärts. »Ich kenne mich aus«, erklärte er, »und weiß genau, wann ich…«

Der Schrei des Pfarrers unterbrach ihn. Plötzlich splitterte vor seinen Augen die Kiste auf. Das darin liegende Monster hatte es endlich geschafft und von unten her durch einen gewaltigen Kraftaufwand ein Loch in das Holz geschlagen.

Nicht allein das Loch blieb, auch die Hand erschien.

Eine graue Klaue mit breiten Fingern, die sich bewegten, eine Faust bildeten und wieder schlossen.

Es war ein furchtbares Bild, und der Pfarrer zuckte zusammen, als er dies bemerkte. Er begann heftig zu zittern. Die Kiste drohte ihm aus den Händen zu rutschen, während Phil stehengeblieben war und den Geistlichen anschrie.

»Halten Sie die Kiste fest, zum Teufel! Halten Sie das Ding nur fest. Machen Sie schon!«

Der Pfarrer nickte. Er merkte kaum, daß er den primitiven Sarg noch hielt. Sein starrer Blick war auf die graue Klaue gerichtet, deren Finger sich in Bewegung befanden, als wollte sie nach irgend etwas fassen, suchen oder greifen.

Manchmal drehte sie sich auch so, daß der Pfarrer auf die geöffnete Fläche schauen konnte. Er sah das graue Fleisch, die stumpfen Nägel und zuckte zurück, wobei sich zwangsläufig auch sein Griff lockern mußte.

»Festhalten, Herr Pfarrer!«

Der Geistliche griff nach, sonst wäre ihm die Kiste tatsächlich aus den Händen gerutscht.

»Okay, wir sind gleich da.«

Phil Butcher hatte nicht gelogen. Sie hatten tatsächlich das Ziel erreicht, den Rand dieser kleinen, harten und auch trockenen Insel, wo sie stehenblieben.

»Noch nicht absetzen!« warnte Butcher. »Drehen Sie sich um, Herr Pfarrer!«

Auch das tat der Geistliche. Er stand jetzt parallel zur schwarz glänzenden Sumpffläche, sah die Irrlichter darüber huschen, hörte die blubbernden Geräusche und vernahm auch das schwere, tiefe Ächzen des Monstrums, das sich verzweifelt bemühte, aus dem Sarg zu kommen, es nicht schaffte, weil das Holz noch hielt.

»Und jetzt rein werfen!« Während seiner Worte holte Butcher schon Schwung. Auch der Pfarrer machte mit. Sie schlenkerten die Kiste einige Male hin und her.

Wieder gab Butcher das Kommando. »Loslassen!«

Das klappte wie einstudiert. Zur gleichen Zeit lösten sie ihre Hände von der Kiste.

Der primitive Sarg schwang auf die schwarze Fläche zu, er taumelte durch die Luft, überschlug sich fast dabei und landete mit einem satten Klatschen auf der Oberfläche.

Wasser spritzte hoch in die Höhe. Einige Tropfen trafen noch die Gesichter der Männer. Sie wischten sie weg und schauten gemeinsam der Kiste nach, die für einen Augenblick waagerecht auf der Oberfläche liegenblieb, bevor sie allmählich das Übergewicht bekam und mit dem Kopfteil zuerst versank.

Phil Butcher holte die Sturmlaterne. Er baute sich am Rand des Sumpfes auf, schwenkte die Laterne, so daß ihr Schein über die schwarzölig glänzende Fläche zuckte, auch den Sarg nicht verschonte und zuckend die graue Hand berührte, die aus dem Loch in der Kiste schaute.

Wieder bewegten sich die Finger. Das Monstrum unternahm einen letzten Versuch. Es mußte all seine Kräfte gesammelt haben, denn es gelang ihm, das Holz des Deckels zu sprengen.

So hart und laut wie der Schlag mit einer Peitsche hörte es sich an.

Bretter flogen ebenso zur Seite wie Späne, der Kopf des Monstrums stieß hervor, und beide Männer schauten auf eine schreckliche Fratze, die wie eine schiefe Fläche wirkte. Aus mehreren Teilen zusammengenäht, mit einem Maul als Mund und einer Schädelform, die an ein Vierkanteisen erinnerte.

Der Pfarrer war entsetzt. »Wie Frankensteins Monster«, ächzte er und schlug ein hastiges Kreuzzeichen.

»Sagte ich doch.« Phil Butcher lachte meckernd.

Das Lachen warnte den Geistlichen. Er drehte den Kopf nach rechts, wo Butcher stand. Noch in der Bewegung wurde er vom Licht der Laterne geblendet, aber nicht weil der andere sie so dicht an die Augen des Pfarrers hielt, sondern weil er damit zuschlug.

Es war ein harter, hämmernder Schlag, und er traf den Pfarrer mitten ins Gesicht.

Der Geistliche taumelte zurück. Er spürte den Schmerz. Das Glas der Laterne war zerbrochen. Einige Scherbenstücke steckten in seiner

Haut, der Mann war plötzlich blind und geschockt.

Dennoch hörte er die Stimme. »Glaubst du denn, daß ich einen Zeugen zurücklasse? Danke, daß du mir geholfen hast!«

Und wieder schlug der andere zu.

Dieser Treffer schleuderte den Geistlichen bis dicht an den Sumpfrand zurück. Allerdings nicht nah genug für Phil Butcher. Er verfolgte einen bestimmten Plan.

Seine freie Faust jagte nach vorn.

Der Hieb traf den Pfarrer an der Brust und katapultierte ihn zurück.

Der Sumpf griff zu.

Ein gieriges, totes, dennoch lebendes Ungeheuer, das kein Pardon kannte.

Schmatzende und klatschende Geräusche erklangen, als der Pfarrer nach hinten kippte, breitarmig in das Moor schlug und erkannte, daß ihm jetzt keiner mehr helfen würde. Zwar gelang es ihm unter großer Willensanstrengung, seinen Oberkörper aufzurichten, da steckte er bereits bis zu den Hüften im tödlichen Schlamm, und der besaß die Kraft, ihn immer weiter in die Tiefe zu zerren.

Der Pfarrer schlug um sich. Seine ausgebreiteten Hände klatschten auf die schwarze Oberfläche. Die Tropfen trafen sein Gesicht und vermischten sich dort mit den aus den kleinen Wunden strömenden Blut.

Er hatte die Augen noch weit aufgerissen und sah den am Rand des Sumpfes stehenden Phil Butcher.

Der Mörder triumphierte!

Breitbeinig und geduckt hatte er sich aufgebaut. Er schwenkte seine halb zerstörte, aber dennoch erleuchtete Sturmlaterne wie ein Pendel von einer Seite auf die andere, so daß ihr Schein auch über das Gesicht des Pfarrers glitt.

Butcher weidete sich an den angstverzerrten Zügen. »Keine Chance mehr!« rief er. »Keine Chance! Du wirst sterben. Ich brauche keine Zeugen. Und vielen Dank für deine Hilfe…« Er lachte voller Zynismus.

Der Geistliche spürte die Kraft des Sumpfes. Unter ihm gab es nichts, worauf er sich hätte abstützen können. Die Gier war einfach zu groß. Unzählige Arme schienen ihn umfaßt zu haben, und sie zogen ihn weiter in die Tiefe.

Der Tod näherte sich dem Geistlichen mit gewaltigen Schritten.

Und auch der Mann der Kirche hatte davor Angst. Er flehte um Hilfe und hörte nur das gemeine Lachen des anderen.

»So habe ich es haben wollen, Herr Pfarrer. Ich schlug zwei Fliegen mit einer Klappe. Niemand wird mir etwas beweisen können. Beim nächsten Versuch mache ich es besser. Da wird das Monstrum mir nicht aus der Kontrolle geraten, sondern mir allein gehören und gehorchen. Hast du verstanden, du frommer Mann?«

Er wollte sich ausschütten vor Lachen, während der Pfarrer immer weiter in die Tiefe sank.

Bis zur Brust reichte ihm der Sumpf. Wie zum Hohn flog ein Irrlicht dicht an seinen Augen vorbei und verglühte in der Ferne.

Niemand bewahrt in der Todesangst die Ruhe. Da machte auch der Pfarrer keine Ausnahme.

Als er zum erstenmal die kalte Flüssigkeit am Kinn spürte, drehte er durch.

Laut schrie er seine Angst hinaus. Einen Arm hielt er noch hoch, die ausgestreckten Finger seiner rechten Hand zeigten auf den am Rand des Sumpfes stehenden Phil Butcher, der sich nicht rührte und nur seine Laterne schwang.

»Hilf mir doch!« bettelte der Geistliche verzweifelt.

»Nein!«

Die Antwort klang gnadenlos und endgültig. Der Pfarrer wußte genau, daß er keine Chance mehr hatte. Er drehte den Kopf zur linken Seite. Vielleicht wuchs irgendwo ein verkrüppelter Baum, den er bisher übersehen hatte.

Das war nicht der Fall.

Nur die glatte, mit Wasser bedeckte Fläche sah er vor sich und ein schreckliches Gesicht.

Vielleicht war er auf das Monstrum zugetrieben worden. Weit hatte der künstliche Mensch das Maul aufgerissen, als wollte er den anderen fressen.

Eine Klaue schob er aus dem Sumpf, streckte sie aus und geriet nahe an den Pfarrer heran.

Als er zupacken und seine Finger im Haar des Mannes versenken wollte, zog der Sumpf ihn weg.

Der Geistliche mußte zuschauen, wie den anderen das Schicksal ereilte. Der Kopf tauchte unter, der Sumpf schwappte mit satten Wellenschlägen über und bildete sehr schnell wieder eine glatte Fläche, als hätte es den anderen nie gegeben.

Aus, vorbei…

Dem Pfarrer war klar, daß ihm das gleiche Schicksal bevorstand.

Er hatte aus nächster Nähe mit ansehen müssen, wie gierig der Sumpf war und spürte selbst diese Gier an seinen Beinen, als der Moloch ihn weiter in die Tiefe zerrte.

Einen letzten Blick warf er auf die Gestalt seines eigentlichen Mörders. Der stand am sicheren Rand, hatte den Arm angewinkelt und hielt die Laterne so, daß ihr Schein durch die zerstörte Scheibe sein Gesicht treffen konnte.

Es war eine triumphverzerrte Fratze. Dieses Bild nahm der Pfarrer mit in den Tod.

Er schrie nicht mehr, als der Sumpf plötzlich sein Gesicht regelrecht

überflutete und alles erstickte.

Aus, vorbei…

Ein paar Wellenbewegungen noch, das war alles. Wieder einmal hatte das Moor seine Opfer bekommen.

Butcher blieb noch eine Weile am Rand stehen. Er wollte sicher sein, daß keiner der beiden zurückkehrte. Nichts davon trat ein. Der Sumpf schwieg. Hin und wieder nur stiegen Blasen an die Oberfläche, aber sie hatten nichts mit den Versunkenen zu tun.

»Keine Zeugen!« flüsterte der Mann. »Keine Zeugen. Die Leute werden sich wundern, wo ihr Pfarrer geblieben ist. Wie leicht man die Menschen doch reinlegen kann.«

Er nickte sich selbst zu und drehte sich um, damit er zu seinem Leiterwagen gehen konnte. Ihn durfte er keinesfalls am Sumpfrand stehenlassen. Wenn er gefunden wurde, konnte ihm jemand möglicherweise auf die Spur kommen. Das wollte er auf keinen Fall.

Die Laterne stellte er auf die Ladefläche, packte die Deichsel und zog den Wagen den Weg zurück, den er zuvor mit dem Pfarrer gegangen war.

Butcher hatte einen großen Versuch gestartet, der leider mißlungen war. Er würde nicht aufgeben und es beim nächstenmal besser machen. Er kannte die Geheimnisse des Lebens, hatte sie sorgfältig studiert und dachte auch an seine zahlreichen Puppen, die ihm geholfen hatten.

Sie blieben zurück, und sie würden ihm auch dabei helfen, einen neuen Menschen zu erschaffen.

Mit diesen Gedanken näherte er sich seinem Haus und stellte den Leiterwagen genau dort ab, wo er ihn auch hergeholt hatte. Der Wind hatte die Flamme in der Laterne inzwischen ausgeblasen. Es war stockfinster geworden. Butcher fühlte sich von lebenden Schatten umgeben. Er gab zu, daß er sich nicht wohl fühlte und noch immer glaubte er, die Schreie des Pfarrers zu hören.

Das Haus betrat er durch den Hintereingang. Er hatte die alte Tür kaum geschlossen und auch noch nicht für Licht gesorgt, als ihm etwas auffiel. In der Finsternis blieb er stehen. Seine Sinne glichen Antennen, die forschten, lauschten und herausfinden wollten, was sich im Haus verändert hatte.

Nichts…

So jedenfalls dachte er, als er noch nicht zu einem Ergebnis gelangt war.

Er hörte sie nicht, aber die Atmosphäre war eine andere geworden. Auf irgendeine Art und Weise bedrückender, unheimlicher, sehr verändert, und zum erstenmal fürchtete er sich in seiner eigenen Hütte. Obwohl das Monstrum nicht vorhanden war. Lauerte etwa dessen Geist noch zwischen den Mauern?

Das konnte sein…

Es fiel Butcher schwer, logisch zu denken. Eines aber wußte er. Im Dunkeln würde er nicht viel herausfinden. Er brauchte also Licht und tastete in die Runde.

Zum Glück wußte er, wo die Möbelstücke standen, und er fand auch die kleine Kommode mit dem Kerzenleuchter. Seine Hand tastete über die Fläche, bis er den Fuß des Leuchters zwischen den Fingern spürte. Das Metall war kalt.

Zündhölzer trug er bei sich, riß eines an, gab dem ersten Docht Nahrung, dem zweiten und auch dem dritten.

Allmählich schälte sich eine immer größer werdende Insel des Lichts aus der Finsternis, die ihn wie ein zitternder Kreis begleitete, als er sich in Bewegung setzte.

In seinem eigenen Haus kam er sich plötzlich wie ein Einbrecher vor. Er versuchte, seine Schritte so lautlos wie möglich zu setzen, was ihm auf den alten Bohlen nicht gelang. Sie bogen sich, sie ächzten, und sie knarrten auch.

In seinem Magen spürte er einen leichten Druck. Zudem saß ein Kloß in seiner Kehle. Es war die Angst, die dieses Würgegefühl bei ihm verursachte. Noch nie hatte er dies so deutlich gespürt wie in den Augenblicken, als er durch sein Haus schlich.

Zum erstenmal dachte er an Reue. Nicht wegen des Mordes an dem Pfarrer, nein, seine Reue war eine andere. Er setzte sie mit einem Fehler gleich, den er gemacht hatte. Vielleicht hätte er seins Lebenswerk doch nicht vernichten sollen…

Er ging weiter.

Den Flur hatte er mittlerweile durchquert und erreichte nun das Zimmer, in dem er die Puppen aufbewahrte.

Die Tür stand spaltbreit offen. Butcher faßte sie an und zog sie in seine Richtung, so daß er endlich über die Schwelle treten konnte.

Der Raum war groß. Modergeruch stieg aus dem Keller durch die Luke hoch. Nur ein Teil des Raums war beleuchtet, aber was Butcher in dem Schein sah, der auch das alte Sofa traf, erschreckte ihn.

Die Puppen waren verschwunden!

***

Zuerst glaubte er an einen Einbrecher, der das Haus während seiner Abwesenheit betreten hatte, bis er den Kopf schüttelte und daran dachte, daß kein Mensch aus dem Dorf es wagen würde, nachts in sein Haus einzudringen. Die Leute hatten zu große Angst davor.

Es mußte einen anderen Grund geben!

Butcher schluckte ein paarmal. Automatisch dachte er daran, daß ihm die Puppen schon immer unheimlich gewesen waren, er es aber nie so recht hatte zugeben wollen.

Und jetzt waren sie weg.
Wirklich verschwunden?
Er stand da und lauschte. Aus den Ecken vernahm er plötzlich die Geräusche, ein leises, Gänsehaut erzeugendes Winseln, gleichzeitig ein Lachen und Zischen.
Die Puppen!
Sein Monstrum war tot, trotzdem gab es Leben in diesem verdammten Bau. Nicht nur er existierte als Lebewesen, auch die Puppen. Die verlöschende Kraft des Monstrums war ausgerechnet auf sie übergegangen. Diese Tatsache brachte ihn ins Schwitzen.
Weshalb hämmerte sein Herz so überlaut? Er hatte mit den Puppen stets auf freundschaftlichem Fuß gestanden…
Schritte!
Sie unterbrachen seine Gedanken. Butcher stellte fest, daß es keine normalen Schritte waren. Diese hier waren leiser, schneller und trippelnd…
So liefen Puppen!
Also doch. Sie mußten es sein. Etwas anderes konnte er sich nicht vorstellen. Es waren seine Geschöpfe, die ihm auflauerten und ihn töten würden.
Wie töten?
Während er darüber nachdachte, ging er in die Knie, streckte den rechten Arm aus und leuchtete so, daß der Schein dicht über den Boden gleiten konnte.
An seinem Rand erschien die erste Puppe. Es war der kleine Soldat mit der lustigen Messinghaube. Jetzt sah sein Gesicht nicht mehr so glatt aus, es zeigte sich verzerrt, auf den dicklichen Wangen schimmerte sogar eine Schweißschicht. Den Arm hatte der Soldat auch verdreht, so daß er wirkte wie…
Da schleuderte er die Lanze.
So schnell konnte der Mann nicht ausweichen. Zudem war er zu sehr in Gedanken versunken. Er klebte auf dem Fleck und brüllte wie wahnsinnig auf, denn die winzige Lanze, nicht länger als ein Zeigefinger, hatte ihn getroffen.
Genau ins linke Auge!
Der Schmerz war schrecklich. Der Mann fiel auf den Rücken, der schwere Leuchter rutschte aus seiner Hand, fiel zu Boden, und drei kleine Flammenzungen leckten gierig über das Holz, setzten es zum Glück nicht in Brand, sondern verlöschten bis auf eine. Auch das kleine Feuer schaffte es nicht, das feuchte Holz anzuzünden und brannte wie zum Hohn weiter, damit der Mörder seinem Schicksal entgegensehen konnte.
Butcher war auf den Rücken gefallen. Das linke Auge war zerstört worden. Er konnte nur mehr mit dem rechten sehen, auch wenn ihm

dies schwerfiel, denn der Schmerz trieb ihm die Tränen in das gesunde Auge.

Er hörte sie deutlich.

Ihr Trippeln, ihr hastiges Gehen, die kleinen Schritte, all das vereinigte sich bei ihm zu einer schrecklichen Melodie oder zu einem Rhythmus, der ihn in den Tod begleiten würde.

Mühsam richtete er sich auf.

Der Lichtkreis, den die einzelne Flamme warf, war nur mehr klein. Leider reichte er aus, um das Verhängnis zu sehen, das sich dem auf dem Rücken liegenden Mann näherte.

Von allen vier Seiten kamen sie.

Die Schritte, sonst kaum zu hören, erzeugten in seinen Ohren ein Dröhnen, und sie machten ihm klar, daß er von den Puppen vernichtet werden würde, wenn er liegenblieb.

Also hoch!

Er rollte sich auf die rechte Seite. Mit dem Gesicht lag er dabei dicht am Boden, sein Blick glitt ebenfalls darüber hinweg, und er konnte die kleinen Gestalten sehen, die aus dem Dämmer erschienen und in den Lichtschein gerieten.

Seine Puppen waren weg!

Männer, Frauen, Kinder, Soldaten, sie alle nahmen Kurs auf ihn, und sie hatten sich bewaffnet.

Da trug eine Puppe eine Schere. Soldaten waren mit Gewehren oder Lanzen bewaffnet. Zwei andere hielten Stöcke in den kleinen Händen, und sämtliche Gesichter zeigten den gleichen Ausdruck.

Sie wollten töten!

Sie würden töten!

Butcher merkte kaum, daß er sich auf die Knie stemmte. Die Schmerzen in seinem Kopf machten ihn fast wahnsinnig. Da das rechte Auge auch so stark tränte, war es ihm so gut wie unmöglich, die Tür zu erkennen, durch die er flüchten mußte.

Er ahnte sie mehr, als daß er sie sah.

Und er erreichte sie auch.

Ohne es bewußt zu wollen, trat er auf eine Puppe. Für einen Moment spürte er den Druck unter der Sohle, dann vernahm er das Knirschen und das Brechen des Porzellans, wie die kleine Gestalt zerbrach und nur mehr Scherben zurückblieben.

Butcher fiel gegen die Tür.

Es war ein harter Aufprall. Gleichzeitig vernahm er hinter sich einen Knall.

Es war das Echo eines abgefeuerten Gewehrs, und die Kugel erwischte ihn ebenfalls.

Sie jagte durch den Stoff seiner Hose in die Rückseite des rechten Oberschenkels. Butcher zuckte zusammen, denn auch ein kleines

Geschoß wie dies konnte ihm Schmerzen zufügen.

Fast blind tastete er nach der Klinke, bekam sie zwischen die Finger, drückte sie nach unten und zog die Tür auf.

Zwei Puppen sprangen ihn an. Er merkte die Schläge im Nacken, hörte auch das triumphierend und wütend klingende Zischen, achtete nicht darauf und taumelte in den Flur.

Er wollte aus seinem Haus fliehen. Nie im Leben hatte er um Hilfe gefleht, jetzt brauchte er sie, vielleicht war jemand da, der ihm beistand. Am Rücken besaß er keine Augen, deshalb hatte er auch nicht sehen können, daß es zwei Soldaten waren, die sich in seiner Kleidung festgekrallt hatten und damit begannen, an seiner Jacke in Richtung Hals hochzuklettern.

Sie machten es geschickt, ließen ihre Lanzen dabei nicht los und hielten sich am Kragen fest.

Butcher hatte die Tür nicht schließen können. Der Weg für die anderen Puppen war frei, und sie betraten trippelnd mit ihren kleinen Füßen den Flur.

Die beiden Soldaten hielten noch immer den Kragen des Mannes gepackt. Ihre kleinen Gesichter zeigten einen Ausdruck aus Wut, Haß und Zorn. Noch warteten sie.

Die anderen Puppen liefen schneller. Obwohl Butcher schwer auftrat, vernahm er ihre Schritte, aber er sah auch die Außentür als Rechteck in der Wand vor seinen Augen erscheinen.

Wenn er sie erreichte, dann…

Er schaffte es, sie zu berühren. Mehr gelang ihm nicht, denn er fiel gegen die Tür und hatte dabei das Gefühl, sein Kopf wäre von einem Feuerkranz umgeben.

Die beiden Soldaten hatten zugestoßen.

Ohne Gefühl, eiskalt, wie kleine Mordroboter. Jetzt steckten die Lanzen im Nacken des fliehenden Mannes, den der Schmerz fast umbrachte. Und die Kraft saugte er ihm aus dem Körper.

Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Die Arme halb vorgestreckt, die Hände flach gegen das rauhe Türholz gepreßt, so sank er allmählich in die Knie.

Mit dem Gesicht schlug er noch gegen die Tür, dann brach er vor ihr zusammen.

Die Puppen hatten gewonnen.

Sie stürzten sich über ihn, wobei sie wie eine Woge kamen und jede noch ihre Waffen einsetzte, die sie in den Händen hielten. Sie hätten es nicht mehr gebraucht, denn der Mörder war längst tot.

Das Monster hatte sich trotz allem gerächt.

Irgendwann zogen sich die Puppen wieder zurück und versteckten sich im Haus.

Niemand ahnte, welch grauenvolles Geheimnis die Villa Frankenstein

neuerdings barg…

***

Auch die Männer nicht, die Butchers Leiche Monate später fanden.

Da war der Körper längst verwest. Knochenreste lagen im Flur und schimmerten bleich.

Die Leute waren entsetzt. Sie spürten im Haus den Atem des Bösen und sahen zu, daß sie das Gebäude so rasch wie möglich verließen. Das Gerippe nahmen sie mit. Bis zum Sumpf gingen sie und schleuderten es dort hinein.

Man dachte im Ort darüber nach, ob Phil Butchers Tod mit dem Verschwinden des Pfarrers in einem Zusammenhang stand, zu einem Ergebnis kam man nicht.

Zudem gab es Krieg. Die Menschen hatten andere Sorgen. An das Haus dachten sie nicht mehr. Es ging auch keiner hin. So wartete die Villa Frankenstein weiterhin auf dem Hügel am Sumpf auf Gäste…

***

Der Mann lag vor der Bar auf dem Teppich, und das kleine Kugelloch befand sich genau zwischen seinen Augen. Nur ein feiner roter Streifen war hervorgesickert und an der Wange des Mannes entlanggeglitten. Am Mundwinkel bildete er eine Kruste.

Neben dem Mann lag noch etwas. Bei seinem Fall waren die vier mit Whisky gefüllten Gläser zersplittert. Scherben und Alkohol hatten sich auf dem Boden verteilt.

Wir konnten nichts machen und standen ebenso um den Toten herum wie die entsetzten Clubmitglieder.

Ein Mord im Club!

Das war schlimm. Besonders deshalb, weil Sir James Powell zu den angesehensten Mitgliedern dieses Clubs zählte und alles daransetzen wollte, um den Mord aufzuklären. Deshalb hatte er auch Suko und mich noch nach Mitternacht aus dem Bett geklingelt und uns in den Club zitiert.

Ich fühlte mich noch immer nicht ganz fit. Ein furchtbares Abenteuer lag hinter mir. Man hatte mir fast mein gesamtes Blut abnehmen wollen und mich zudem in eine schreckliche Welt geschafft, aus der mich Suko befreit hatte. In meinem Körper befand sich jetzt sein und das Blut des Pater Ignatius. Ohne deren Spende hätte ich wohl kaum überlebt.

Ich hatte danach drei Tage im Bett gelegen und war erst seit dem gestrigen Tag wieder im Büro.

Und nun dieser Mord.

»Was sagen Sie dazu, John?« fragte mich Sir James.

»Ich möchte mir den Toten genauer ansehen.«

»Tun Sie das.«

Die Stimme meines Chefs hatte unwirsch geklungen. Die Tat in seinen geheiligten Clubräumen hatte ihn stark aus der Balance gebracht. Opfer des heimtückischen Mordanschlags war ein Diener gewesen, der auch gleichzeitig kellnerte.

Während ich mich neben den Toten kniete und Suko abwartete, hörte ich die flüsternde Stimme der Gentlemen. Sie reagierten wie Hoteldirektoren und hatten Angst, daß etwas von dem, was hier geschehen war, in die Öffentlichkeit gelangte. Da brauchten sie keine Sorgen zu haben. Sir James würde schon für eine gewisse Verschwiegenheit sorgen.

Sezierend genau besah ich mir das Gesicht des Toten. Die kleine Wunde hatte ich vorher gesehen, mich störte der Ausdruck der Überraschung in den Zügen.

So etwas war mir selten vorgekommen. Den Mann mußte es in der Tat kalt erwischt haben.

Er hatte mit seinem Tod nicht gerechnet und war auf dem Weg gewesen, um dem Gentlemen den bestellten Whisky zu bringen.

Dabei hatte man ihn erschossen.

Mit einer normalen Kugel? Ich wollte es einfach nicht glauben. Ich kenne Kugellöcher, sie reißen größere Wunden. Diese Kugel hier mußte ein sehr kleines Kaliber gehabt haben, noch geringer als bei einem Derringer-Modell.

Und sie hatte den Diener zwischen den Augen erwischt.

Das Licht war zwar gut, dennoch nahm ich die Bleistiftleuchte zu Hilfe und betrachtete das kleine Loch in der Stirn. Die Kugel war nicht weit hineingedrungen, wenn ich den Kopf etwas schräg legte, konnte ich sie sehen.

Ja, die war kleiner.

Um eine genaue Bestätigung zu bekommen, bat ich meinen Freund Suko, auch einmal nachzuschauen. Ich gab ihm deshalb meine Lampe.

»Kleines Kaliber«, sagte er sehr schnell. Damit hatte er mich und Sir James angesprochen.

Der Superintendent nickte. »Das deckt sich mit den Aussagen des Zeugen.«

Wir waren überrascht. »Es gibt einen Zeugen?«

»Ja, John.«

»Wo?« fragte Suko.

»Ich habe ihn in einen Nebenraum bringen lassen. Es ist ein Küchenhelfer, ein noch sehr junger Mensch, und er leidet unter einem Schock. Einer meiner Freunde ist Arzt, er hat ihm eine Beruhigungsspritze gegeben.« Sir James blickte auf seine Uhr und drehte sich gleichzeitig um, wobei er einen dunkelhaarigen Mann anschaute.

»Können wir jetzt wohl zu ihm, Lionel?«

»Ja, versuchen Sie es.«

»Dann kommen Sie.«

Außer uns dreien ging niemand mit. Wir schritten an der Bar entlang, hielten uns rechts und gelangten zu einer gepolsterten Tür, die Sir James aufstieß.

Das vornehme Interieur des Clubs ließen wir hinter uns und betraten einen nüchtern wirkenden Gang, der mal neu tapeziert hätte werden müssen, denn die Tapeten an den Wänden waren so vergilbt, daß wir ihre ursprüngliche grüne Farbe nur mehr ahnen konnten.

»Sind das die Zimmer zum Übernachten?« fragte ich und deutete auf die zahlreichen Türen.

»Auch«, erklärte Sir James. »Hier wird in einem Monat renoviert.«

»Das ist auch nötig.«

Vor der zweitletzten Tür hielten wir an. Sir James klopfte, bevor er öffnete.

Der Raum war einfach eingerichtet. Ein Bett, ein halbhoher Schrank, zwei Stühle. Grüne Vorhänge verdeckten das Fenster.

Im Bett lag ein blasser, junger Mann. Er trug die Berufskleidung der Köche.

Ich hatte mich hinter Sir James gehalten, Suko bildete den Schluß.

Er ließ die Tür offen, wie ich aus den Augenwinkeln bemerkte.

Der junge Mann schaute uns ängstlich an. Aus seiner Perspektive mußten wir ihm wie Riesen vorkommen, die sich langsam vorschoben. Sir James übernahm die Vorstellung. »Das sind die beiden Polizisten, von denen ich Ihnen berichtet habe.«

Wir gaben ihm die Hand, um ihm die erste Scheu zu nehmen. Zudem lächelten wir. Suko nickte mir zu, ein Zeichen, daß ich die Gesprächsführung übernehmen sollte.

Hinter uns hatte sich Sir James auf den Stuhl fallen lassen. Suko blieb stehen, ich setzte mich auf die Bettkante. Als ich Sukos und meinen Namen gesagt hatte, bekam ich auch den seinen zu hören.

»Ich heiße Patrick Windemoore.«

»Okay, Patrick, dann berichten Sie mal, was Sie gesehen haben. Ich hörte, Sie wären ein guter Zeuge.«

Er lachte auf. »Zeuge ist schön gesagt, Sir.«

»Waren Sie das nicht?«

»Doch.« Er schaute mich zweifelnd an. »Ich glaube allerdings nicht, daß Sie mich verstehen werden.«

»Weshalb nicht?«

»Ich habe den Mörder gesehen, Sir. Und wenn ich Ihnen berichte, wie er ausgesehen hat…«

»Sagen Sie es ruhig.«

»Es… es war eine Puppe!«

»Damit hätte ich wirklich nicht gerechnet«, hörte ich Sir James

schnaufen. »Es stimmt, John, das hat er auch schon zu mir gesagt.«
»Gut.« Ich nickte Patrick zu. »Eine Puppe also. Aber Puppen können nicht töten.«
»Im Normalfall nicht«, gab er leise zurück. »Aber die hat es geschafft. Sie war mit einem Gewehr ausgerüstet, und sie lebte, Sir. Stellen Sie sich vor, sie lebte.«
»Und sie hat geschossen?«
»Ja.«
»Wie groß war die Puppe denn? Paßte sie vielleicht in ein Schaufenster? Sie wissen, was ich meine?«
»Nein, nein, sie hatte eine normale Größe. Wie ein halber Männerarm, würde ich sagen.«
»Gut, und wie sah sie aus?«
»Sie war gekleidet wie ein Soldat.«
»Mit Uniform und Stahlhelm vielleicht?«
»Uniform ja, aber einen Stahlhelm trug sie nicht. So etwas hatte man früher nicht.«
»Dann war es eine alte Puppe?«
»Genau, Sir. Ich schätze... sie stammte aus dem vergangenen Jahrhundert. Auf alten Gemälden habe ich mal ähnlich gekleidete Soldaten gesehen. So komische Pickelhelme und auch die Uniformen sahen irgendwie geschniegelt aus.«
Suko hatte eine Frage auf dem Herzen. »Wissen Sie, wo die Puppe herkam?«
»Natürlich. Erwin hat sie mitgebracht.«
»Wer ist Erwin?«
»Der Tote«, erwiderte Sir James. »Fragen Sie weiter, Suko.«
»Wie kam Erwin dazu? Sammelte er Puppen?«
Der Liegende versuchte, den Kopf zu schütteln. »Eigentlich nicht. Er brachte sie mit und stellte sie mir vor.«
»An diesem Abend?«
»Ja.«
Ich mischte mich wieder ein. »Woher hatte er sie denn? Er muß sie doch gekauft haben.«
Patrick schielte gegen die Decke, wo eine Kugelleuchte hing, auf deren Außenseite Fliegendreck klebte. »Er hatte eine Woche Urlaub gehabt und diesen in seinem Heimatort Combs verbracht.«
»Allein?«
»Ja, er war nicht verheiratet. Seine Verwandtschaft lebte dort. Die Puppe wollte er als Andenken behalten. Ob er sie in einem Laden gekauft hat oder nicht, das habe ich nicht herausbekommen. Er hat es auch nicht erzählt. Er zeigte mir nur voller Stolz die Puppe, was mich sowieso gewundert hat, denn Erwin war immer sehr verschlossen gewesen. Ich weiß nicht viel über ihn. Nur daß er seine Heimat liebte

und vor allen Dingen den Sumpf mit dem geheimnisvollen Haus.«

»Was hat es denn damit auf sich?«

»Ach, das ist so eine komische Horror-Geschichte. Die Leute dort nennen das Haus einfach Villa Frankenstein. Weshalb, das weiß ich auch nicht.«

»Interessant. Aber sagen Sie uns bitte auch, wie Ihr Kollege umgekommen ist. Ich weiß, das ist schwer, leider können wir Ihnen dies nicht ersparen.«

»Das verstehe ich, Sir.« Patrick holte einige Male Luft. »Es war so, Sir. Erwin hatte schon, was er sonst nie tat, stundenlang über die Puppe gesprochen. Er war stolz darauf gewesen, sie mitgebracht zu haben. Bis ich es leid war und ihn fragte, was das eigentlich alles sollte? Weshalb er die Puppe mitgebracht hatte und sie mir nicht zeigte. Er tat weiterhin geheimnisvoll und wartete eine halbe Stunde im Club ab. Dann holte er sie, und ich mußte an die Bar kommen, die unbesetzt war. Nur Erwin war da. Er hatte eine Bestellung erledigt. Die Puppe stand auf dem Bartresen. Ich konnte sie genau sehen. Erwin wollte sie erst wegpacken, dann überlegte er es sich und gestattete es mir, bis zu seiner Rückkehr aus dem Clubraum die Puppe untersuchen zu dürfen.«

»Er kam aber nicht zurück«, sagte ich.

»So ist es, Sir. Erwin ging vom Tresen weg, dann an seiner Vorderseite entlang und geriet auch dorthin, wo die Puppe stand. Als er sich mit ihr auf gleicher Höhe befand, geschah es. Ich habe es noch deutlich vor Augen. Die tote Puppe bewegte sich plötzlich, sie drehte sich und zielte mit ihrem Gewehr auf seinen Kopf. Ich warnte ihn noch, er blieb stehen, beugte sich zu der Puppe hin, dann drückte sie ab…«

»Sie schoß?«

»Ja, Sir.« Der junge Mann bewegte heftig den Mund. »Ich sah den Feuerstrahl, so winzig, so klein, und auch den Einschlag der Kugel bekam ich mit. Mein Gott, da war plötzlich ein Loch genau zwischen den Augen meines Kollegen. Das Gesicht… noch nie zuvor habe ich einen so erstaunten Ausdruck gesehen, bevor Erwin zurückkippte und auf den Boden schlug. Das war es, Sir.«

»Und was geschah danach?« wollte ich wissen. »Wie haben Sie sich verhalten?«

»Ich wußte weder ein noch aus, habe mich wohl unmöglich benommen und geschrien. Das alarmierte die anderen. Sie kamen zu mir, sahen den Toten…«

»Und was war mit der Puppe?«

»Die habe ich nicht mehr gesehen.«

»Das stimmt, John«, meldete sich Sir James. »Auch wir haben nachgeschaut und sie nicht entdeckt.«

»Dann kann sie sich noch hier im Gebäude befinden?« erkundigte ich

mich.

»Das ist möglich.«

Patrick meldete sich wieder. Er drückte den Oberkörper hoch und setzte sich aufrecht. »Die kann ja laufen, Sir. Sie wird bestimmt die Flucht ergriffen haben.«

Davon war ich nicht überzeugt, was mir auch Sir James ansah.

»Sie glauben nicht so recht daran, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Wir müßten den Club durchsuchen«, schlug Suko vor. »Und zwar vom Keller bis zum Dach.«

Ich nickte zustimmend. Bestimmt hätte auch mein Chef genickt, doch er zog ein säuerliches Gesicht. »Ich weiß nicht, wie ich den Gentlemen das beibringen soll. Die Clubruhe ist heilig. So etwas wird sich trotz aller Diskretion herumsprechen. Was hier geschehen ist, kann man schon als mittlere Katastrophe bezeichnen, wenn Sie verstehen.«

»So ungefähr, Sir, aber hier geht es um Mord.«

Der Superintendent winkte ab. »Das weiß ich selbst. Ich bin auch nicht gegen Ihren Vorschlag, Suko und John. Nur berührt es mich etwas peinlich, wie Sie sich vorstellen können. So etwas hat es im Club noch nie gegeben…«

Ja, ich kannte die Clubs und ihre seltsamen, für mich oft unbegreiflichen Rituale. Ich hätte mich nie in einem solchen Club wohl fühlen können und wäre auch bestimmt nicht aufgenommen worden, weil ich einfach nicht berühmt genug war.

Bei den Dämonen und Schwarzen Mächten schon, aber nicht bei den Londoner Snobs.

Sir James erhob sich. »Noch in den nächsten Minuten werde ich die Suchaktion starten«, erklärte er. »Wir müssen…«

»Daaa… Daaa ist sie!«

Es war ein Schrei, der uns alarmierte. Ausgestoßen hatte ihn Patrick. Er hockte im Bett und deutete auf die offene Tür.

Da stand sie tatsächlich. Eine kleine Puppe mit einem Gewehr im Anschlag, dessen Mündung auf meinen Kopf wies…

***

Die Kugel war klein, dennoch gefährlich, und mir schossen auch innerhalb von Sekundenbruchteilen die Aussagen des Zeugen durch den Kopf. Dieser kleine Killer würde keine Gnade kennen.

Ich sah auch das Gesicht der Puppe. Es war haßverzerrt, zeigte den Ausdruck, der bei einem gefühlskalten Menschen kurz vor einem Mord zu sehen war.

Ich warf mich nach hinten.

Als ich mich in der Luft befand, hörte ich den leisen Knall und spürte, wie etwas sehr dicht an meiner Wange entlangglitt und mir

fast die Haut aufgerissen hätte.
Es war die Kugel, und der Schütze hatte sie verdammt gut gezielt gehabt. Nur durch meine schnelle Reaktion war ich der Bleipille entwischt. Gegen die Bettkante stieß ich, bevor ich zu Boden fiel. In der Bewegung sah ich Sir James und Suko.
Der Superintendent war ebenfalls aufgesprungen. Suko aber befand sich in der Luft. Er konnte springen, das wußte ich, und sein Bein schien plötzlich um das Doppelte anzuwachsen, als er mit einem gewaltigen Fußtritt die kleine Puppe traf.
Sie wurde voll erwischt, in die Höhe gehoben und gegen die Wand gewuchtet. Wir alle hörten das Knirschen, als sie zu Boden fiel, aber sie war noch nicht erledigt, denn sie rollte sich herum, wobei sie wütende Schreie ausstieß.
Ich hatte die Beretta gezogen. Auf einen Puppenkrüppel zielte ich, der trotzdem in der Lage war, sein Gewehr in meine Richtung zu schwenken.
Ich schoß schneller.
Das geweihte Silbergeschoß hieb in den Körper hinein und zerstörte ihn radikal. Fetzen flogen nach allen Seiten davon, prallten zu Boden und zersplitterten dort in weitere kleine Stücke.
Der untere Körper war noch erhalten geblieben, auch die kleinen Beine, die zuckten, als wären sie angestoßen worden. Noch etwas erregte unsere Aufmerksamkeit. Aus den zerstörten Teilen der Mörderpuppe drang beißender Rauch.
Wie kleine, hellgraue Fahnen breitete er sich im Zimmer aus und trieb davon.
Keiner von uns sprach. Wir schauten uns nur an. Sir James tupfte sich Schweißperlen von der Stirn, Suko war ein wenig blaß, nur Patrick redete Worte, die wir nicht verstanden, weil er in seiner Angst alles durcheinander warf.
»Schwarze Magie!« Damit brach Suko das Schweigen.
»Und somit wären wir richtig«, erwiderte ich.
»Als hätte ich es geahnt«, sagte Sir James, schritt auf den Puppenrest zu und trat mit der Spitze des rechten Fußes auf die Scherben.
Sie zerbrachen knirschend. Zurück blieb körnige Asche.
»Die Puppe war mit Magie gefüllt!« Der Superintendent stellte dies noch einmal fest, als er sich wieder umgedreht hatte. Seine Hände hielt er ineinander verschränkt. »Ich schätze, wir sollten uns mal ein wenig näher mit dem Vorleben dieses Erwin beschäftigen.«
»Nicht ganz, Sir«, widersprach ich. »Eher mit der Heimat dieses Mannes, wie ich meine.«
»Ja, das stimmt. Fahren Sie hin, John und Suko. Wo eine Puppe ist, da können auch mehrere sein.«
Ich stimmte Sir James zu und wandte mich an unseren Zeugen.

»Sagen Sie, Patrick, haben Sie nie mit Erwin darüber geredet, daß sich in Combs noch weitere dieser Puppen befinden könnten?«

»Nein, Sir.«

»Aber Sie sind sicher, daß er die Puppe von dort hat?«

»Ganz bestimmt, Sir. Er hat ja davon berichtet und von diesem komischen Haus, der Villa Frankenstein. Das war schlimm, er sprach davon, daß es im Sumpf steht und sich niemand dort hin traut.«

»Und er ist hingegangen?«

»Das muß wohl so gewesen sein.«

»Dann wird er von dort unter Umständen auch die Puppe geholt haben«, meinte Suko.

Weder Sir James noch ich widersprachen. Unser Chef beruhigte noch den Zeugen. »Sie brauchen jetzt keine Angst mehr zu haben. Niemand wird Ihnen noch etwas tun.«

»Das hoffe ich, Sir.«

Ich hatte noch eine Frage. »Sagen Sie, Patrick, wissen Sie eigentlich, wo der Ort Combs liegt? Hat Erwin mit Ihnen darüber einmal gesprochen oder es beiläufig erwähnt?«

»Doch, er sprach mal davon. Nicht hier in der Nähe von London. Er mußte immer fahren. Combs liegt an der Grenze zwischen Suffolk und Norfolk. Das ist ein Kaff, wo sich Hund und Katze gute Nacht sagen. Nichts los, viele wandern auch aus in die Städte.«

»Wovon leben die Menschen?«

»Früher mal vom Ackerbau, aber das ist lange her. Der Sumpf hat sich wohl auch ausgebreitet. Trockengelegt haben sie ihn nicht. Die Umweltschützer sind dagegen.«

»Ich danke Ihnen«, erklärte ich ihm. »Sie haben uns sehr geholfen, Patrick.«

»Nur Erwin hilft keiner mehr«, hörten wir ihn noch murmeln, als wir bereits hinausgingen.

Im Gang sprach ich Sir James an. »Immer Ärger mit der Leiche. Was werden Sie unternehmen?«

»Darüber habe ich mir schon Gedanken gemacht. Ich werde sie möglichst unbemerkt abtransportieren lassen. Das ist auch genau im Sinne des Clubs, wenn Sie verstehen.«

»Natürlich.«

Sir James war froh, daß sich der Fall nicht weiter in London oder in seinem Club entwickelte, sondern aufs Land ging. »Wann werden Sie fahren?« fragte er uns.

Ich schaute auf meine Uhr. »In der Nacht nicht mehr. Ich hoffe, noch eine Mütze voll Schlaf zu bekommen.«

Suko nickte zustimmend.

»Aber schlafen Sie nicht zu lange«, meinte unser Chef.

»Mordende Puppen mag ich nämlich nicht.«

»Wir auch nicht, Sir«, erwiderte Suko…

***

Die Nacht war finster, unheimlich und irgendwie bedrückend. Hinzu kam das Wetter. Ein plötzlicher Warmluftstrom aus dem Süden hatte höhere Temperaturen mitgebracht.

Auf die dunkle Fläche hatte sie tagsüber geschienen, diese aufgeheizt, und am Abend, als sich die Luft wieder abkühlte und auch das Moor seine gespeicherte Wärme entließ, bildeten sich erste Nebelschwaden, die in trägen Wolken über den Sumpf trieben und lautlos gegen das Dorf anrollten, wobei sie auch das Haus zwischen dem Sumpf und dem Ort nicht verschonten.

Die Villa Frankenstein wurde von den Nebelwolken getroffen und zu einem wahrhaft gespenstischen Gebilde umgeformt. Manchmal war es überhaupt nicht zu sehen und dann wieder, wenn der Wind ein Loch in die Nebelwand riß, nur Teile des Hauses. Mal ein Stück der Fassade, danach das schiefe Dach oder die schmalere Seitenansicht.

Menschen befanden sich um diese Zeit nicht in der Nähe des Sumpfes. Schon am Tage war es gefährlich, sich auf den begehbaren Pfaden durch den stinkenden Morast zu bewegen, in der Nacht konnte es leicht tödlich enden.

Der Sumpf war nie still.

In seiner Tiefe faulte all das, was der Morast verschlungen hatte.

Pflanzen, Farne, Gras, alte Bäume, die keinen Halt mehr gefunden hatten – aber das war nicht immer so. Es gab auch Dinge, die das Moor konservierte.

Menschen, zum Beispiel, oder Wesen, die so schrecklich waren, daß der normale Verstand sich weigerte, sie zu erfassen und deren Existenz zu begreifen.

Wie eben das aus Leichenteilen zusammengesetzte Monstrum.

Der Pfarrer und sein Erschaffer hatten es vor langen Jahren in den Sumpf geschleudert. Mittlerweile waren 70 Jahre vergangen. Generationswechsel hatten stattgefunden, aber das Monster lebte noch immer.

Unter der dicken Masse und sehr stark in die Tiefe gedrückt, existierte es weiter. Es hatte sich all die Jahre nicht gerührt und nur auf ein bestimmtes Ereignis gewartet.

Das war eingetreten.

Tief in der Sumpffläche hatte es die unheimliche Botschaft empfangen. Es war wie ein Lichtstrahl gewesen, der es erreichte, ein Beweis dafür, daß es nicht gestorben war und andere Kräfte die Regie übernommen hatten. Genau an der Stelle und für keines Menschen Auge sichtbar. Wo der Sumpf am tiefsten war, hing es in einer Schräglage. Nicht eine Fingerkuppe war verwest, das Moor wußte,

weshalb es das tat.

Die Rückkehr stand unmittelbar bevor.

Starke, von einem Menschen kaum zu begreifende Kräfte nahmen sich des Monstrums an. Sie waren so mächtig, daß sie die Klammer des Sumpfs aufhoben und dafür Sorge trugen, daß sich der Unheimliche bewegen konnte. Ein Schütteln lief durch den Körper, das offene Maul in dem Vierkantschädel bewegte sich, und das Monstrum spürte etwas von der Kraft, als es in die Höhe gedrückt wurde.

Es ließ sich treiben.

Und der Sumpf half mit. Er gehorchte den schwarzmagischen Gesetzen, die in dieser Nacht wahre Urständ feierten und das Grauen aus den Tiefen hervorholten.

Mit der gleichen Kraft, wie das Monstrum zuvor in den Sumpf gezogen war, wurde es nun in die Höhe geschoben und glitt in die Nähe einer ebenfalls nicht verwesten Leiche.

Auch sie schwebte im Sumpf. Obwohl das Monstrum nicht denken konnte, reagierte sein Instinkt. Kaum war es nahe genüg an die Leiche herangedrückt worden, als es zupackte, die Leiche an der Hüfte umklammerte und mit ihr zusammen der Oberfläche entgegenstieg.

Wind kam auf. Er wehte über das Land, peitschte gegen die dräuenden Wolken am Firmament und fegte es ebenso blank, wie es die Oberfläche des Sumpfs vom Nebel »reinigte«.

Ein blasser Halbmond war zu sehen. Ein Erdtrabant, der an Fülle allmählich zunahm, wobei dessen Licht ausreichte, um auch den Sumpf wie mit einem feinen Schleier zu überdecken.

Er gab der Landschaft ein anderes Gesicht.

Bleich schimmerten die Zweige und Äste der abgestorbenen Büsche und Krüppelbäume. Phosphoreszierendes Leuchten, an winzige Laternen erinnernd, breitete sich über der dunklen Fläche aus und wirkte mit seinem Licht so, als hätte jemand Laternen angezündet, um den unheimlichen Gast begrüßen zu können.

Er kam…

Immer weiter stieg er in die Höhe. Nichts konnte ihn mehr stoppen und auch nicht die zweite Leiche, die er in seinen Armen hielt. Es dauerte nur mehr Sekunden, da entließ der Sumpf sein Höllengeschöpf.

Zuerst erschien der Schädel!

Ein viereckiger Kopf, mit menschlichen Organen versehen, die allesamt schief saßen, als wären sie von einem Schneiderlehrling angenäht worden. Da stimmte die Nase nicht, da standen die Ohren nicht in einer Höhe, wobei sie sowieso unterschiedlich groß waren, und auch die Arme zeigten verschiedene Längen.

Das Monster war da!

Es spürte unter seinen breiten Füßen den festen Boden, hörte das Klatschen des Oberflächenwassers und setzte sich schwerfällig in Bewegung. Wie ein Mensch, der erst nach einer langen Zeit wieder das Laufen lernt.

Nichts konnte das Monstrum mehr aufhalten. Es kam hervor und schritt mit der Gleichmäßigkeit eines Roboters. Von seinem Körper »tropfte« in langen Bahnen der Morast, der den Geruch der Leichen noch übertrumpfte.

Klatschend fielen die Tropfen wieder zurück in den Sumpf, wo sie gierig aufgefangen wurden.

Das Monster ging weiter. Seine »Beute« trug es wie ein kleines Kind auf dem Arm, und es hatte sehr bald den Weg erreicht, der auch zur Villa Frankenstein führte.

Dort mußte es hin, denn genau da war seine eigentliche Heimat.

Da hatte man das Monster erschaffen, und nur da konnte es sich wohl fühlen. Doch es würde nicht dort bleiben.

Der Ort lockte…

So ging es weiter. Mit schaukelnden Bewegungen und unregelmäßig gesetzten Schritten. Glanzlose Augen lagen tief in den Höhlen.

Der Wind fuhr gegen die Kleidung und trocknete auch die nasse Haut.

Ein graues Gesicht mit langen Nähfäden durchzogen, die wie breite Risse wirkten. Haare besaß das Monstrum ebenfalls. Sie lagen auf seinem viereckigen Schädel wie angekleistert. Glatt und ölig.

Die Leiche lag auf seinen Armen. Bei jedem Schritt schaukelte sie mit. Der Mund des toten Pfarrers stand noch wie zum Schrei offen, und manchmal bewegten sich auch die Kieferhälften. Die Augen des Toten wirkten wie Perlen ohne Glanz.

Weiter und weiter schritt das Monstrum seinem Ziel entgegen.

Der Pfad war im Laufe der langen Jahre längst zugewachsen. Das Monster bahnte sich trotzdem seinen Weg. Kein Busch, keine Dornen und kein Strauch konnten es aufhalten.

Und der Nebel nahm wieder zu. Über dem Sumpf hatte er sich gesammelt, wurde vom Wind erfaßt und gegen den Rücken des Unheimlichen getrieben, weil er schneller als das Monstrum war.

Dann sah der Unheimliche das Haus.

Noch immer stand es windschief auf dem kleinen Hügel. Nebelschwaden umtanzten es wie im Geisterreigen. Es stand dort wie eine finstere Warnung, für das Monster bedeutete dieses Haus genau das Gegenteil, eine Einladung.

Deshalb zögerte der Unheimliche aus dem Sumpf auch keine Sekunde und näherte sich mit festen Schritten der Behausung. Schnell erreichte er die Rückseite und stellte fest, daß die Tür nicht verschlossen war. Das bedeutete für ihn kein Problem. Mit einem derben Fußtritt

rammte er sie auf.

Der Weg war frei!

Und er ging hinein in die Villa Frankenstein, die zu seiner Geburtsstätte geworden war.

Seine Schritte klangen hohl und erzeugten Echos, wenn er den Boden berührte. Draußen war es schon dunkel gewesen. Das Innere des Hauses verdiente die Bezeichnung stockfinster. Der Geruch nach Verfaultem, Verwestem und Vergänglichem schwängerte die Luft, die das Monstrum nicht mehr einzuatmen brauchte.

Darüber war es hinweg…

Ein lebender Toter, eine lebende Moorleiche kehrte zurück in das Haus seiner Erschaffung.

Als wäre es gestern gewesen und nicht 70 Jahre vergangen, so fand er sich zurecht. Er wußte genau, wie er in das große Zimmer gelangte, unter dem der Keller lag. In den tiefen Räumen hatte man ihn erschaffen. Sein Meister Phil Butcher hatte sich große Mühe gegeben. Nun lebte das Ungeheuer, der Meister aber war tot.

Es erreichte die Tür zu diesem Zimmer. Schwer fiel der Arm nach unten. Die Hand traf die Klinke, und das Monstrum konnte die Tür endlich aufstoßen. Knarrend schwang sie nach innen. Dabei schleifte sie noch über den Boden. Erst als die Geräusche verstummt waren, trat das Monstrum mit einem langen Schritt über die Schwelle. Es hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, da es gegen ein Hindernis gestoßen war. Polternd fiel ein Stuhl um. Als das Echo verklungen war, stoppte auch der Eindringling und blieb inmitten der Stille stehen.

Er tat auch weiterhin nichts, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und die Augen geöffnet.

So genoß er…

Das war seine Heimat. Hier konnte er sich wohl fühlen, hier würde er sich wohl fühlen. Dieses Haus sollte mit seinem untoten Leben erfüllt werden, und dann war er bereit, in den Ort zu gehen, um dort seine Spuren zu hinterlassen.

Villa Frankenstein!

Sie gehörte jetzt ihm.

Bisher war er es gewesen, der Geräusche verursacht hatte. Das änderte sich nun.

Plötzlich vernahm er seltsame Laute.

Zunächst tat der Unheimliche nichts. Er stand da, lauschte und wunderte sich darüber, woher die Geräusche kamen. Sie mußten im Zimmer aufgeklungen sein, weil er sie so deutlich hörte.

Es war ein scharfes Flüstern und Wispern, das an seine Ohren drang. Aus allen vier Ecken drang es, und er glaubte auch, menschliche Stimmen zu vernehmen.

Hatte man auf ihn gewartet?

Sollten es Menschen sein, würden diese sich wundern. Obwohl ihn ein Mensch erschaffen hatte, mochte er sie nicht. Er würde ihnen auf brutale Art zeigen, was sie von ihm zu halten hatten.

Seinen kantigen Schädel hatte er vorgebeugt. Das Monstrum selbst gab keinen Laut von sich, es konzentrierte sich nur auf die anderen Stimmen.

Sehen konnte er niemand. Nicht einmal Umrisse erkennen. Dabei mußten die anderen, wenn er den Geräuschen Glauben schenken sollte, überall lauern. Sie hatten ihn regelrecht eingekreist, und sie würden das nicht ohne Grund getan haben.

»Sei uns willkommen…«

»Ja, wir begrüßen dich, Freund…«

»Wir haben auf dich gewartet…«

Diese Sätze verstand er sehr deutlich, wobei er sich fragte, wer auf ihn gewartet haben könnte.

Da gab es doch nur die Wesen, die…

Etwas flackerte auf. Schräg hinter ihm wurde die Dunkelheit unterbrochen. Ein ovaler Lichtkreis, sehr klein, dennoch ausreichend, um den zu beleuchten, der die Kerze in der Hand hielt.

Auch das Monstrum hatte das Licht bemerkt. Es drehte sich schwerfällig um und mußte zu Boden schauen, denn dicht darüber war das Licht zu sehen. Es leuchtete ein rundes Gesicht mit aufgeblähten Wangen an, dunklen Augen und einem verzerrten Mund.

Eine Puppe!

Sie hielt auch die Kerze in der Hand, denn sie war zu einer lebenden Person geworden.

Der Unheimliche konnte es kaum fassen. In seinem Gesicht zuckte es, er wollte auf die Puppe zugehen, als er bemerkte, daß es allmählich heller wurde. Nicht nur ein Licht brannte, gleich im Dutzend waren die gelbroten, zuckenden, tanzenden Flammen vertreten, die den Raum ausleuchteten und von den Puppen gehalten wurden.

Da wußte er Bescheid.

Sie waren tatsächlich gekommen, um ihn zu begrüßen. Und sie hatten überlebt.

All die Jahre hatten ihnen nichts ausgemacht. Es war ihnen gelungen, die Zeit und den Tod zu besiegen. Jetzt existierten sie, ebenso wie er, und sie wollten ihn empfangen.

Im Kreis hatten sie sich aufgestellt. Das Monstrum bildete praktisch den Mittelpunkt. Die Kerzen schufen soviel Helligkeit, daß die ausreichte, um sich im Raum umschauen zu können.

Nichts hatte sich verändert. Das Sofa stand an der gleichen Stelle, auch die Klappe war noch da. Die alten Stühle, der Tisch und natürlich die Puppen.

Unheimlich wirkten die kleinen Wesen, die normalerweise hätten tot sein müssen. Jede Puppe hielt eine brennende Kerze in der Hand.

Die sich bewegenden Flammen zeichneten auf die starren Gesichter ein Muster. Sie holten Münder und Augen hervor und gaben manchen Puppen den Anstrich, als würden sie leben.

So standen sie da und freuten sich, daß er wieder zurückgekehrt war. Wie auf ein geheimes Kommando hin verzogen sich die Lippen zu einem Lächeln. Sie begrüßten den Ankömmling, und ihre Augen glänzten.

»Wir danken dir, daß du gekommen bist«, sagten sie im Chor, wobei die Stimmen einen unheimlichen Klang bekamen und durch den Raum hallten. »Wir danken dir, denn wir haben auf dich gewartet. Der Meister ist vergangen, wir aber existieren, er hat uns zum Leben erweckt, aber er hat sich gegen dich gestellt, und deshalb mußten wir ihn töten. Wir haben dich verteidigt, Monster, verstehst du das?«

Der Unheimliche nickte. Und er hörte weiter zu, was die anderen ihm zu berichten hatten.

»Es ist alles so gekommen, wie man es hätte voraussehen können. Der Meister wollte nicht mehr. Er hatte Angst, daß du besser wirst. Deshalb hat er dich in den Sumpf geworfen… deshalb …«

Sie alle redeten die gleichen Worte, und so hörten sich die Sätze an, wie das böse Zischen angriffsbereiter Schlangen.

Der Unheimliche sagte nichts. Er konnte nicht sprechen, nur Laute ausstoßen. Dafür besaß er einen ausgeprägten Instinkt, den hatte ihm Phil Butcher damals verschaffen können.

Noch immer brannten die Kerzen. Die Puppen hatten tatsächlich einen Kreis gebildet. Ihre kleinen Arme waren ausgestreckt. Sie hielten die Kerzen so weit von sich, daß die Flammen nicht nur sie trafen, auch den Unheimlichen in der Mitte des Kreises.

Er sagte nichts. Dafür schaute er jede einzelne Puppe an, als er sich schwerfällig drehte. Er blickte in die Gesichter, sah die Augen, in denen das Böse stand, erkannte auch die Waffen, die sie in ihren kleinen Händen hielten, und wußte plötzlich genau, daß seine Villa Frankenstein durch diese Helfer gesichert war.

Er konnte das Haus beruhigt verlassen.

»Wir sind deine Diener!« hörte er sie sprechen. »Wir werden dich verteidigen. Schon vor Jahren haben wir dich gerächt, das werden wir immer wieder tun. Der Meister hat uns geholt, doch der Meister hat nicht mit der Dankbarkeit der Kreaturen untereinander gerechnet. Wir sind Ausgestoßene, Verachtete, deshalb müssen wir zusammenhalten…«

Es waren Worte, die den Unheimlichen nicht aus der Fassung brachten, ihm jedoch guttaten. Er wußte jetzt, daß es welche gab, auf die er sich verlassen konnte.

So klein sie waren, sie wurden leicht unterschätzt, und sie griffen oft genug aus dem Hinterhalt an, um einen Feind zu Boden zu schmettern.

Das Monstrum bewegte seinen kantigen Schädel. Es nickte, und so wollte es sich bedanken.

Dann setzte es sich in Bewegung. Wieder fielen ihm die ersten Schritte schwer, das Laufen mußte noch geübt werden.

Bei seinem Eintritt hatte er die Leiche nicht mehr über den Armen liegenlassen und sie statt dessen über seine Schulter gewuchtet. Damit ihm der steife Körper nicht nach unten rutschte, hielt er ihn mit einer Hand fest. Dennoch schlugen bei jedem Schritt die starren Arme gegen den Körper, wobei die ausgestreckten Finger schon seine Knie berührten.

»Du nimmst ihn mit?« wurde er angesprochen.

»Was willst du mit ihm?«

»Laß ihn uns. Er war auch unser Feind. Der Pfarrer hat mitgeholfen, dich in den Sumpf zu werfen…«

Das Monstrum kümmerte sich nicht um die Bitten der Puppen. Es ging seinen Weg und ließ die kleinen, lebenden Puppen zurück, ebenso wie den Kerzenschein.

Die hohe Gestalt zeichnete sich noch für einen Moment schattenrißartig vor dem zuckenden Feuerschein ab. Die Schritte klangen schwer und warfen wieder Echos.

Das Monster hatte ein neues Ziel.

Es erreichte die Vordertür und zog diese mit einem heftigen Ruck nach innen.

Wind fuhr gegen sein Gesicht, schleuderte die dunklen Haare in die Höhe und fand auch seinen Weg in das Haus, wobei er sogar die Kerzenflammen berührte und diese anfingen, heftiger zu flackern.

Die Puppen wurden dadurch in ein gespenstisches Licht eingehüllt, so daß sie wirkten wie völlig fremde Wesen.

Im Gegensatz zu ihren Körpern hatte die Kleidung im Laufe der Zeit stark gelitten. Die meisten Jacken, Hosen und Hemden waren verblichen und verschlissen. Manchmal bedeckten nur Fetzen die Körper.

Aber diese Körper existierten, sie lebten, und sie würden weiterleben, solange die Magie bestand.

Er trat über die Schwelle, torkelte die Stufen hinab, konnte sich gerade noch fangen und schritt tiefer in die Finsternis hinein. Der Sumpf hatte sich in den letzten 70 Jahren tatsächlich weiter ausgebreitet. Das Gelände war noch schlammiger geworden. Bei jedem Schritt drückte das Gewicht der Bestie Abdrücke in den Untergrund, in denen sich das Wasser sammelte.

Der Wind blies über den Sumpf. Der Geruch nach Fäulnis und Moder

trieb gegen das Dorf, das auch das Ziel des Monstrums war.
Der Unheimliche wollte den Menschen ein Geschenk machen.
Eine Leiche…

***

Neben Helen Wayne wälzte sich ihr Mann Rod im Bett herum. Beide konnten in dieser Nacht nicht schlafen.
Helen tastete zur Seite. Ihre Finger fuhren über den schweißnassen Rücken ihres Mannes. »Kannst du auch nicht schlafen?«
»Nein.«
»Aber du mußt…«
»Hör auf, Helen, hör auf! Ich weiß selbst, daß ich schlafen muß. Jeder weiß es, aber ich kann einfach nicht. Es ist zu schlimm. Ich werde damit nicht fertig.« Ruckartig setzte er sich auf. Sein Körper, für Helen nur mehr als kompakter Schatten zu erkennen, streckte sich, als seine Hand den Knopf der kleinen Nachttischleuchte suchte. Er drückte ihn nach unten, und wenig später wurde es hell im Schlafzimmer. Beide Betten standen dem Fenster gegenüber.
Auch Helen blieb nicht liegen. Sie setzte sich hin und schaute auf das Fenster. Es war einen Spalt geöffnet worden. Draußen lag die Dunkelheit. Stockfinster war es nicht, so daß sich das Fenster als Quadrat innerhalb des Mauerwerks abhob. Die Gardinen rahmten es an beiden Seiten ein. Durch den Spalt fuhr der Wind in heftigen Stößen, packte auch die Gardinen und blähte sie auf.
Es stürmte draußen, und es war viel zu warm geworden, das spürten besonders die älteren Menschen, zu denen sich auch das Ehepaar Wayne zählte.
»Weshalb schläfst du nicht?« fragte Helen noch einmal. Sie hatte den Kopf gedreht und schaute auf den Rücken ihres Gatten.
Der Mann schüttelte den Kopf. »Es geht einfach nicht. Das verfluchte Wetter.«
»Wieso?«
»Merkst du es denn nicht?« Er drehte sich heftig um. »Es ist viel zum warm für Oktober. Ein Wetter wie im Sommer. Furchtbar.«
»Das geht vorbei…«
»Ja, aber nicht in dieser Nacht. Sie wird schlimm, kann ich dir sagen. Widerlich.« Er schüttelte sich, als hätte er Essigwasser getrunken. »Immer diese Witterungsumschläge. Weshalb kann es nicht gleichbleiben? Im Winter kalt und im Sommer warm. Frühling und Herbst liegen eben dazwischen. Das hier ist doch nicht normal.«
»Der Sumpf riecht so.«
Rod nickte zu den Worten seiner Frau.
»Da hast du etwas Wahres gesagt. Der Sumpf riecht nicht nur, er stinkt sogar. Ein ekliger Geruch, kann ich dir sagen. Da dreht sich bei

mir schon der Magen um.«
»Nimm es nicht so schwer…«
»Nein, Helen. Ich werde jetzt aufstehen und eine Flasche Bier trinken. Vielleicht hilft das.«
»Wenn du meinst.«
»Bleibst du denn liegen?«
Helen drehte sich um. »Ich stehe ebenfalls auf.«
Beide griffen zu ihren Bademänteln und streiften sie über.
»Unsere beiden Kinder haben es richtig gemacht«, sagte Rod. »Weg aus diesem verfluchten Kaff am Ende der Welt. Nach London oder Manchester, da müßte man hin.«
»Willst du auch weg?« fragte Helen.
»Im Prinzip ja. Nur sind wir beide zu alt. Irgendwann wird uns das Moor fressen.«
»Vielleicht legen sie es trocken.«
»Nein, nicht mehr. Wäre auch schlecht für die Umwelt, habe ich mir sagen lassen. So werde ich weiter Torf stechen müssen.«
»Sei froh, daß du es kannst. Vor allen Dingen in eigener Regie. Du bist selbständig, ein Unternehmer, kannst dir deine Arbeitszeit einteilen und brauchst keinen zu fragen.«
Rod begann zu lachen. »Natürlich kann ich mir meine Arbeitszeit einteilen. Sogar so gut, daß oft genug vierzehn Stunden am Tag dabei herauskommen. Wir schuften wie verrückt, nur bleibt uns nicht viel. Das ist es ja, was mich fertigmacht.«
Sie hatten mittlerweile das Zimmer verlassen und gingen die Treppe ins Erdgeschoß hinab. Das alte Haus hatten sie vor zwei Jahren renovieren lassen dennoch war die Feuchtigkeit nicht aus den Mauern zu bekommen. Schon jetzt wurden die Tapeten wieder grau.
Das Ehepaar betrat das Wohnzimmer. Durch das Herausbrechen einer Wand war ein großer Raum entstanden, und auch das neue Fenster paßte dazu. Es führte in den Garten, der ständig gepflegt werden mußte, da in der feuchten Luft alles wucherte und fast zuwuchs.
Helen ließ sich in einen Sessel fallen. Er stand schräg zum Fenster, und sie konnte nach draußen schauen, wo der Wind durch den Garten fuhr, gegen die Bäume und Büsche blies, so daß deren Zweige und Äste einen heftigen Tanz aufführten.
Helen war nicht abergläubisch. Dieser Tanz allerdings erinnerte sie an einen gespenstischen Reigen. Von Gespenstern oder Geistern gab es in der Sumpfgegend genügend Geschichten. Welche Geheimnisse er barg, darüber konnte man nur mehr spekulieren. Klar, daß sich die Menschen deshalb die wüstesten Geschichten erzählten.
Rod Wayne kam zurück.
In der rechten Hand trug er die Bierflasche. Er hatte sie bereits geöffnet, wollte zum Schrank, um sich einen Bierkrug zu holen, als er

nach zwei Schritten stehenblieb und auf die Scheibe starrte. Seine Frau hatte nur eine Lampe brennen lassen. Das Fenster lag noch ziemlich im Dunkeln.

»Was hast du, Rod?«

»Verdammt!« zischte Wayne. »Da ist jemand im Garten!«

Helen wurde bleich. »Wer denn?«

»Habe ich nicht erkannt, aber ich sah die Bewegung.« Rod hatte plötzlich keinen Durst mehr. Er stellte die Flasche auf den Tisch und bewegte sich auf die Glastür neben dem Fenster zu. »Da werde ich mal nachschauen.«

»Sei vorsichtig, Rod.«

Der Mann mit dem grauen Haar und dem hageren Gesicht drehte sich zu seiner Frau um. »Es wird schon kein Killer sein. Und Einbrecher?« Er lachte. »Bei uns gibt es nicht viel zu holen. Außerdem wird keiner unserer Mitbewohner hier einbrechen wollen.«

»Man schaut den Menschen nur vor den Kopf.« Auch Helen starrte jetzt auf die Scheibe, während ihr Mann bereits den Türgriff festhielt.

Er sah das Monstrum nicht, dafür seine Frau.

Zunächst war Helen unfähig, auch nur ein Wort herauszubringen.

Der Unheimliche tauchte wie ein gewaltiger Schatten vor dem Fenster auf. Die Scheibe verzerrte die Sichtperspektive ein wenig, so daß das Monster noch klobiger wirkte, als es tatsächlich war.

Und es kam näher.

»Roood!« Jetzt erst gellte der Schrei auf.

Gleichzeitig sah Helen hinter der Scheibe die Bewegung. Dann ging alles blitzschnell.

Plötzlich flog etwas auf das Fenster zu. Im nächsten Augenblick zersplitterte die Scheibe. Dabei gab es noch einen Knall, und ein wahrer Regen von Scherben wirbelte in das Zimmer. Sogar Helen wurde von einigen Splittern getroffen. Sie hockte im Sessel und schrie, während sich ihr Mann nicht bewegte und auf den Gegenstand starrte, den jemand durch das Fenster in ihr Haus geschleudert hatte.

Es war ein Mensch.

Eine Leiche!

Sie lag vor dem Tisch, war auf den Rücken gefallen und hatte die Arme ausgebreitet, während draußen das Monstrum mit grotesk wirkenden Bewegungen verschwand und dabei ein rauhes, unheimlich klingendes Lachen ausstieß, das durch die Stille des Dorfes hallte…

***

Das Ehepaar Wayne stand unbeweglich. Beide hatten einen Schock bekommen, sie wagten nicht, sich zu rühren und starrten nur auf den Toten, der inmitten des Zimmers lag.

Die Scheibe war völlig zerstört worden. Nur mehr Reste hingen wie

scharfe Messer in den Kanten und an den Ecken. Sie bewegten sich sogar, wenn der Wind durch das große Loch fuhr, auch die Scherben im Zimmer erfaßte und sie durcheinanderwirbelte.

Das Lachen war verklungen. Weder Helen noch Rod wußten, wieviel Zeit vergangen war. Sie standen steif auf dem Fleck, und in ihren Gesichtern spiegelte sich das wider, was sie empfanden.

Ein furchtbarer Horror.

Sie hatten etwas erlebt, was über den menschlichen Verstand hinausging. Begreifen konnten sie es nicht. Zudem war alles viel zu schnell abgelaufen.

Helen regte sich als erste. »Mein Gott«, flüsterte sie, »mein Gott.«

Sie hob ihre Arme und preßte die Hände gegen die schweißfeuchten Wangen. »Das ist ja schrecklich. Das ist furchtbar, das ist…«

Rod kam zu ihr. Bei jedem Schritt trat er auf Scherben, die unter seinen Sohlen zerknirschten.

Neben Helen blieb er stehen und legte seinen Arm um sie. Er wollte ihr etwas sagen, sie trösten, nur fielen ihm die passenden Worte einfach nicht ein. Dafür hörte er laute Rufe. Der Schrei seiner Frau und das Splittern der Fensterscheibe waren gehört worden. Die Geräusche hatten andere Menschen aus dem Schlaf gerissen.

Im Dorf war es dunkel, keine Laternen brannten. Deshalb halfen sich die Männer und Frauen, die aus den Häusern stürmten, mit Taschenlampen.

»Setz dich, bitte«, sagte Rod. Als sich seine Frau nicht rührte, nahm er sie und führte sie zu einem Sessel, wo er sie niederdrückte.

Sie blieb wie ein kleines Kind sitzen, so ängstlich, so verschüchtert.

Zu sagen wagte sie nichts.

Rod Wayne dachte darüber nach, was geschehen war. Noch einmal ließ er den Vorgang vor seinem geistigen Auge Revue passieren. Da war jemand im Garten erschienen, aber er hatte ihn nicht erkennen können, und der Mann hatte einen Toten durch das Fenster geschleudert.

Diese Leiche lag nun vor seinen Füßen.

Er schaute auf sie herab.

Und er atmete den Geruch ein, den der Tote ausströmte. Rod Wayne hatte jahrelang im Sumpf gearbeitet, aus diesem Grunde kannte er sich genau aus. Er wußte, wie man roch, wenn man zu lange im Moor gelegen hatte. Es war ein typischer Gestank, nach Fäulnis, nach brakigem Wasser, dies alles war ihm bekannt. Und er hatte auch schon erlebt, wenn Leichen geborgen wurden. Tote, die jahrelang im Sumpf gelegen hatten. Menschen aus vergangenen Zeiten, die Warnungen mißachtet hatten. Wenn sie gehoben wurden, besaßen sie ein besonderes Aussehen. Da war die Haut eine andere geworden. Sie zeigte sich stets naß und aufgedunsen, vor allen Dingen blutleer, so

daß sie besonders weiß und weich wirkte, und, wenn man mit dem Finger in die Haut stach, blieb eine Vertiefung zurück.

Das versuchte der Mann auch bei diesem Toten.

Er bückte sich, streckte seinen rechten Zeigefinger aus und drückte die Spitze in die Wange.

Ja, sie ließ sich eindrücken. Als er den Finger wieder zurückzog, blieb die Kuhle zurück.

Ein Toter aus dem Sumpf!

Jetzt endlich hatte er den Beweis bekommen. Der Unbekannte mußte ihn aus dem Moor geholt haben, um die Leiche durch die Fensterscheibe kurzerhand in das Wohnzimmer zu schleudern.

Eine grauenhafte Tat, mit der Rod Wayne einfach nicht fertig wurde. Er dachte darüber nach, wer für diese Tat in Frage kam, eine Lösung wußte er nicht.

Ihm waren alle Menschen aus dem Dorf bekannt. Mit einigen verstand er sich nicht so gut, trotzdem traute er ihnen so etwas auf keinen Fall zu.

Er hörte das leise Schluchzen seiner Frau. Sie hatte schwerer an dem Schock zu kämpfen als er. Dabei flüsterte sie Worte, die er nicht verstand. Am besten war es, wenn er seine Frau aus dem Zimmer wieder in den Schlafraum brachte. Dort konnte sie sich erholen.

Es blieb beim Vorsatz.

Zwei Dinge geschahen zur gleichen Zeit. An der Tür klingelte es Sturm, dann sah er Gestalten im Garten, die Taschenlampen mitgenommen hatten und sich den Weg zum Haus suchten.

Rod ging zur Tür.

Als er öffnete, schaute er in die Gesichter seiner unmittelbaren Nachbarn. Auch das Ehepaar hatte nur Bademäntel über die Schlafkleidung gezogen.

»Was ist geschehen, Rod?«

»Kommt rein, dann könnt ihr es sehen! Schnell, wir haben leider Durchzug.«

»Ist eine Scheibe zerstört worden?«

»Auch das.«

Im Wohnzimmer hatten inzwischen die anderen Nachbarn Einlaß gefunden. Sie waren durch das offene Fenster gekommen. Jetzt standen sie herum und wußten nicht, was sie sagen sollten.

Erschreckt waren sie alle, denn der Anblick der Sumpfleiche war nichts für schwache Nerven.

Obwohl den Menschen bestimmt zahlreiche Fragen auf der Zunge lagen, wagte niemand von ihnen etwas zu sagen. Sie starrten auf den Toten, auch in die Gesichter des Ehepaars Wayne und warteten auf eine Erklärung.

»Da seht ihr es«, erklärte Rod. »Man hat uns eine Leiche ins

Wohnzimmer geschleudert.«
»Durch das Fenster?« fragte eine Frau.
»Ja.«
»Und wer ist der Tote?«
Niemand gab eine Antwort. Die Herumstehenden schauten in das blasse Gesicht.
Noch jemand kam. Es war der Konstabler, der den Krach ebenfalls gehört hatte. Die Anwesenden traten zur Seite, damit er einen Blick auf den Toten werfen konnte.
»Gott, was ist denn hier geschehen?«
Rod mußte lachen. »Man warf uns einen Toten durch das Fenster.«
»Und wer war es?«
»Das müßtest du herausfinden, Konstabler.«
»Ja, klar.« Der Polizist nickte, drehte sich um und wandte sich an die Anwesenden. »Wer von euch hat etwas gesehen und kann eine Aussage machen?«
Niemand meldete sich.
»Und du, Rod?«
Wayne lachte trocken. »Aussage ist gut. Da war nur jemand, der uns die Leiche durch das Fenster geschleudert hat.«
»Du hast ihn erkannt?«
»Nein, leider nicht.«
»Also keiner aus dem Ort?«
Obwohl die Nachbarn mithören konnten, gab Rod Wayne seine Antwort. »So kann ich dir die Frage nicht beantworten. Selbstverständlich ist es möglich, daß jemand aus Combs dahintersteckt, aber ich habe ihn nicht erkannt, weil es zu dunkel war.«
Der Konstabler nickte bedächtig. »Das sind schwere Anschuldigungen, Rod.«
»Du hast mich gefragt, und ich habe dir eine Antwort gegeben.«
Er schaute in die Gesichter der Umstehenden und erkannte, daß auch sie über seine Erklärung ein wenig eingeschnappt waren. Aus diesem Grunde relativierte er sie. »Natürlich kann ich mir nicht vorstellen, daß jemand aus dem Ort so etwas tut, aber wer käme sonst dafür in Frage?«
Darauf bekam er keine Erwiderung. Bis sich der Metzger meldete.
»Ich habe etwas gesehen«, sagte er und wurde rot, weil sich alle Blicke auf ihn richteten.
»Ja was? Erzähle uns das!« drängte der Konstabler.
»Einen Mann, der wegrannte. Er ging so komisch, als wäre er betrunken. Steif, weißt du…«
»Und dann?«
»Nichts mehr, wirklich nicht. Ich habe nichts von ihm erkannt. Er

verschwand einfach.«
»Wohin ist er gelaufen?«
»Aus dem Ort. Auf das Moor zu, wo auch die Villa Frankenstein steht.«
Als er diesen Begriff gebrauchte, herrschte plötzlich Schweigen.
Manche bekamen eine Gänsehaut, denn jeder von ihnen kannte die alte Geschichte, die sich um dieses Haus drehte, in dem ein Pfarrer verschwunden war. Das lag 70 Jahre zurück.
Der Konstabler sah sich genötigt, etwas zu sagen. »Dann meinst du also, daß der Kerl, den du gesehen hast, zu dieser komischen Villa gehört, oder nicht?«
»Nein, das habe ich nicht gesagt. Er lief nur darauf zu.«
»Vielleicht will er sich dort verstecken«, folgerte Rod Wanye.
»Möglich.« Der Konstabler hob die Schultern. Auch er schlug nicht vor, dort einmal nachzuschauen. Wie auch die übrigen Bewohner hatte er viel zu große Angst.
»Was tun wir also?« fragte jemand.
»Erst einmal möchte ich die Leiche aus dem Haus haben«, erklärte Wayne. »Wir können Sie in der Kirche aufbewahren. Morgen werden wir weitersehen.«
Dafür waren alle. Einer allerdings, der bisher im Hintergrund gestanden hatte, schob sich vor. »Darf ich mir den Toten mal ansehen?« Es war der älteste unter den Versammelten. Ein Greis schon, der gebückt ging und sich auf einen Stock stützte.
Niemand hatte etwas dagegen. Der Mann blieb neben der Leiche stehen, schaute in das Gesicht und hatte sich einen Kneifer vor das linke Auge geklemmt.
»Kennst du ihn?«
Der Greis nickte. In seiner Stimme schwang ein Zittern mit, als er die Antwort gab. »Ich bin 90«, sagte er, »und habe zwei Kriege mitgemacht. Ich erinnere mich noch an den Pfarrer. Als ich noch jung war, verschwand er plötzlich. Sein Bild steht nicht mehr genau vor meinen Augen, obwohl ich mich…« Er hob die mageren Schultern, »auch täuschen kann. Aber ich meine, das Gesicht schon gesehen zu haben. Vor sehr langer Zeit.«
Der Polizist erfaßte die Folgen der Aussagen als erster. »Moment mal, willst du damit sagen, daß dieser Tote hier der Pfarrer ist, der vor 70 Jahren verstarb?«
»So ist es.«
Nach diesem Satz wußte niemand mehr etwas zu sagen. Die Menschen standen stumm da. Manche schüttelten die Köpfe, und nur einer fragte: »Himmel, was kommt da noch auf uns zu!«
Keiner antwortete ihm. In den Gesichtern der Anwesenden stand das Grauen wie eingemeißelt. Alte, längst vergessene Zeiten waren durch

die Rückkehr dieser Leiche wieder erwacht, und der kleine Ort Combs bekam einen neuen Mitbewohner.

Die Angst…

***

Auf der Karte hatten wir Combs gefunden und waren in den frühen Morgenstunden losgefahren. Suko hatte das Steuer des Bentley übernommen, ich fühlte mich einfach nicht fit genug und nahm, während er lenkte, noch eine Mütze voll Schlaf. Die Bluttransfusion steckte mir noch immer in den Knochen.

Nach Suffolk hin herrschte kaum Betrieb. Suko kam gut durch. Er fuhr durch eine typisch englische Landschaft. Weite Wiesenflächen, hin und wieder ein Wäldchen, schmucke Ortschaften, viel Gegend, wie man so sagt.

Auch die Straßen waren okay. Nur das letzte Stück bis zu unserem Ziel wurde ein wenig schwieriger. Die Straße war sehr schmal und besaß auch einige Unebenheiten.

Ich war längst wieder wach und schimpfte über die unnatürliche Wärme. Die Sonne stand schräg am Himmel. Sie schickte ihre Strahlen in den Bentley, und sie knallten auch gegen mein Gesicht, so daß ich allmählich anfing zu schwitzen.

»Und das im Oktober!«

Suko hob die Schultern. »Besser als Regen.«

»Vielleicht hätte es dann nicht so gestunken.« Dies kam auch noch hinzu. Durch das eingeschaltete Gebläse wehte uns die schwere Moorluft entgegen. Wir konnten den Sumpf schon sehen. An meiner, der linken Seite, zog er sich endlos hin. Eine grünbraune Fläche, aus der hin und wieder Inseln schauten, die uns an flache Buckel erinnerten.

Auf der anderen Seite sahen wir Felder. Sie waren abgeerntet, so daß unser Blick über brettebenes Land fiel. Die Luft war trotz des Gestanks seltsam klar. Man konnte weit schauen. Irgend jemand hatte mal den Begriff regenklar geprägt.

So sah es auch aus…

Auch faszinierte mich auf gewisse Art und Weise das Spiel der mächtigen Wolken. Große Gebilde aus Wasserdampf jagten über den Himmel. Wo ich sie nicht sah, entdeckte ich die klare Bläue, wie man sie manchmal nur in den Bergen zu sehen bekommt.

Eine große Kurve mußten wir noch nehmen. Leider führte der Weg durch den Sumpf. Damit weder Mensch, Tier noch Auto einsanken, war ein Knüppeldamm errichtet worden, über den wir fuhren.

Der Bentley hatte zu leiden, aber er schaffte die etwa 200 Yards weite Strecke mit Bravour.

»Zieh nicht so ein Gesicht«, machte ich Suko an. »Mit deiner Harley

wärst du nicht so gut darüber hinweggekommen.«

»Das sagst du.«

»Da hättest du viel mehr mitbekommen. Die Stoßdämpfer meines Wagens dagegen federn gut und fangen die Schläge ab…«

»Und brechen bald zusammen«, fuhr Suko fort. »Schau lieber nach vorn, da ist das Dorf.«

In der Tat sahen wir Combs vor uns liegen. Eine Ansammlung von Häusern und nicht in einer geometrischen Form angelegt oder gebaut. Man hatte sich hier nach den Gegebenheiten der Landschaft gerichtet.

Die Straße wurde enger. Sie führte vorbei an Stallungen und Gehöften sowie kleinen Betrieben. Eine Mini-Fabrik für Torfverwertung sah ich ebenso wie eine Schreinerei und eine Schlosserei, auf deren Hof Ackergeräte zur Reparatur standen.

Wir sahen auch Menschen, die, wenn wir an ihnen vorbeifuhren, unseren Wagen mißtrauisch beäugten. Man mochte Fremde wohl nicht so gern.

»Hier also kam Erwin her«, sagte Suko. »Wenn ich mir das Kaff so anschaue, hätte ich auch lieber im Club gearbeitet.« Er zog den Wagen heftig herum und fuhr auf ein graues Haus zu, an dem das Schild POLICE deutlich von der Wand abstach.

Das war unser Ziel.

Suko parkte den Wagen schräg vor dem Haus. Wir stiegen aus.

Ich reckte mich, die Fahrt hatte schon einige Stunden in Anspruch genommen. Zunächst wollten wir mit dem Polizisten reden.

Wir befanden uns hier im Zentrum des Ortes. Einige Autos, meist ältere Modelle, parkten am Rinnstein. Gegenüber sah ich eine Tankstelle. Der Besitzer lehnte neben der Zapfsäule und beobachtete uns ebenso wie die anderen Menschen auf der Straße.

Der Geruch war geblieben, und auch die zahlreichen Mücken und Insekten fielen mir auf, die ständig durch die Luft schwirrten. Wir mußten eine kleine Treppe hochgehen, um die Eingangstür zu erreichen. Als wir die aufdrückten, standen wir schon in der Polizeistation, die leer war. Dafür dudelte ein Radio.

»Die Mittagspause scheint hier wohl länger zu dauern«, meinte Suko, während ich nichts sagte und nur auf eine schmale Tür deutete, hinter der eine Wasserspülung aufgeklungen war.

»Der mußte mal«, grinste ich.

Kaum hatte ich das letzte Wort gesprochen, wurde die Tür aufgestoßen, und der Konstabler erschien.

Stolz trug er seinen Bauch vor sich her, über dem sich sogar die Hosenträger spannten. Ein Hals war kaum zu sehen. Aus dem Kragen des schweißfeuchten Hemds ragte der Kopf wie eine dicke Kugel. Nase, Augen, Ohren und Mund schienen darin irgendwie zu stören, da auch die Haare fehlten.

»Besuch«, sagte der Konstabler. »Das ist selten, und dazu noch Fremde.« Er musterte uns. »Sagen Sie nichts, Sie kommen aus der Stadt.«

»Richtig.«

Er schaute Suko an. »London, wie?«

»Auch richtig.«

Der Konstabler nickte, ging zu einem Stuhl und ließ sich fallen.

Sein Jackett ließ er über der Lehne hängen. »Ja, ich kenne die Menschen, obwohl ich hier ziemlich am Ende der Welt wohne. Meine Erfahrungen aber habe ich gesammelt.«

»Dann kennen Sie auch bestimmt das hier«, sagte ich und zeigte ihm meinen Ausweis.

Er starrte auf mein und auch auf Sukos Dokument, wobei er allmählich bleich wurde. »Scotland Yard?«

»Genau.«

Er hob die runden Schultern. »Dann hat es sich schon herumgesprochen, wie?«

»Was soll sich herumgesprochen haben?« fragte ich.

»Daß man dem guten Rod Wayne in der vergangenen Nacht eine Leiche in die Wohnung geschleudert hat. Durch das geschlossene Fenster. Stellen Sie sich das mal vor.«

Ich schaute Suko an, er mich. Mein Freund hatte sich besser in der Gewalt als ich, er hob die Schultern, ich aber wandte mich an den dicken Konstabler.

»Eine Leiche, sagten Sie?«

»Ja, einen ›alten‹ Toten.« Er fuhr über seinen blanken Schädel.

»Ich meine einen Toten, der schon seit 70 Jahren nicht mehr lebt, wenn Sie verstehen, Sir?«

»Das ist mir ein wenig zu hoch.«

Er stemmte sich aus dem Sessel. Unter der Fensterbank stand auf einem Brett eine Flasche mit Mineralwasser. Er nahm sie in die Rechte und trank einen Schluck. Als er die Flasche absetzte, hatte er seine Antwort formuliert. »Kann es sein, daß Sie überhaupt nicht wegen dieser Leiche gekommen sind?«

»Warum fragen Sie?«

Er kam schulterzuckend vor. »Sie haben irgendwie seltsam reagiert.«

Ich nickte. »Konstabler, Ihre Beobachtungsgabe ist bewundernswert. Wir sind tatsächlich nicht wegen dieser Leiche gekommen.«

»Sondern?« unterbrach er mich hastig.

»Wegen Erwin.«

Der Polizist grinste. »Ja, der ist in London.«

»War«, sagte Suko trocken. »Jetzt nicht mehr. Er schwebt vielleicht im Himmel.«

Der Konstabler verstand und riß die Augen auf. »Was sagen Sie da?

Ist er etwa tot?«
»Genau, Erwin wurde ermordet. Und zwar von einer Puppe, die er angeblich aus diesem Ort bei seinem letzten Besuch mitgebracht haben soll.«
Es klatschte, als sich der dicke Mann auf den Stuhl fallen ließ. Er wischte über seine schweißfeuchte Stirn. »Das gibt es doch nicht«, flüsterte er. »Das ist nicht möglich. Ich kann es einfach nicht fassen. Erwin und ermordet.«
»Finden Sie sich damit ab«, erklärte ich. »Außerdem sind wir gekommen, um hier die Spuren aufzunehmen.«
Er verstand mich nicht. »Da gibt es nichts aufzunehmen.«
»Doch. Sein Mörder stammte von hier. Eben diese Puppe. Und Erwin hat auch etwas von einem geheimnisvollen Haus erzählt, das es hier geben soll. Villa Frankenstein…«
War der Konstabler bisher rot gewesen, so wurde er nun bleich.
»Hören Sie auf!« flüsterte er. »Davon will ich nichts wissen.«
»Es gibt also das Haus?«
»Ja, aber keiner aus dem Ort traut sich dorthin. Wir haben auch nicht gewußt, daß Erwin ihm einen Besuch abgestattet hat.«
»Ist es bewohnt?« fragte Suko.
»Nein, natürlich nicht. Wer zieht schon in eine solche Bruchbude? Außerdem spukt es dort.«
»Erzählen Sie mal.«
Der Konstabler schaute mich an. »Wenn Sie schon mal hier sind, okay, ich sage es Ihnen. Das ist alles 70 Jahre her…« Und so erfuhren wir die Geschichte des Hauses und auch von dem rätselhaften Verschwinden des Pfarrers.
»Aber jetzt ist die Leiche des Pfarrers wieder aufgetaucht«, erklärte uns der Mann flüsternd. »Man hat sie den Waynes in das Wohnzimmer geschleudert.« Er schüttelte sich.
»Haben Sie einen Verdacht, wer dahinterstecken könnte?« erkundigte ich mich.
»Keinen.«
»Seien Sie ehrlich«, sagte Suko. »Man hat sich doch bestimmt einiges erzählt.«
»Das schon, aber es sind Gerüchte.«
»Lassen Sie trotzdem hören.«
»Es geht die Sage um, daß der Besitzer des Hauses, ein gewisser Phil Butcher, einen künstlichen Menschen erschaffen hat. Er sprach damals immer davon, und er hat auch erklärt, daß er die Aufzeichnungen des legendären Barons von Frankenstein studiert habe oder bei der Schriftstellerin war, die den Roman über Frankenstein geschrieben hat. Es ging alles wirr durcheinander, wissen Sie.«
»Hat das Monster denn existiert?« wollte ich wissen.

»Darüber zerbricht man sich ja die Köpfe. Ich kann da auch keine klare Antwort geben.«

»Dann gibt es auch keine Zeugen für die nächtliche Tat?« hakte ich weiter nach.

»Angeblich hat jemand das Monster gesehen. Wenigstens eine Person, die so komisch ging. Ich sage Ihnen, wenn es das Monster tatsächlich gegeben haben sollte, ich betone sollte, wundert es mich, wie es aus dem Sumpf gestiegen ist.«

»Hat diese alte Leiche nicht auch im Sumpf gelegen?«

»Schon. Dafür haben wir auch keine Erklärung.«

»Das Monster könnte sie mitgebracht haben«, meinte Suko.

Der Konstabler nickte. »Es wäre eine Erklärung, wenn auch eine schreckliche. Sollte sich das im Ort herumsprechen, ist niemand seines Lebens mehr sicher.«

»Wir werden schon nichts sagen!« beruhigte ich ihn.

Er nickte heftig. »Das wäre wirklich gut.«

»Aber den Toten können wir uns doch ansehen?«

»Sicher. Ich begleite Sie.«

»Wo hat man die Leiche aufgebahrt?« fragte ich.

»In der Kirche liegt sie. Wir wußten uns keinen anderen Platz.« Er streifte seine Jacke über. Nur mit Mühe konnte er sie vorn zuknöpfen, dennoch sprangen die Schöße auseinander.

Schwerfällig ging er zur Tür. Der Konstabler gehörte zu den Menschen, die das Arbeiten nicht erfunden hatten. Auf der Treppe blieb er stehen und holte tief Luft. »Wir brauchen keinen Wagen zu nehmen, die Strecke schaffe ich auch zu Fuß.«

Das wollte ich wohl meinen. Der Kirchturm lag nur mehr eine Steinwurfweite von uns entfernt. Seine Spitze schob sich über die Dächer der Häuser hinweg in den Himmel.

»Finden Sie das nicht ein wenig makaber, einen Toten mitten in der Kirche aufzubahren?«

»Klar, Sir, aber wir hatten keinen anderen Platz. Außerdem wollten wir ihn heute einsargen lassen.«

Von den Dorfbewohnern wurden wir noch neugierig gemustert, als sie uns in Begleitung ihres übergewichtigen »Sheriffs« sahen.

Wie ich die Menschen einschätzte, würde jetzt das heftige Tuscheln hinter unserem Rücken beginnen.

Wir mußten durch eine schmale Straße gehen, um die Kirche zu erreichen. Sie besaß noch einen Vorplatz. Er war mit Kies bestreut.

Nicht durch den Haupteingang schritten wir, sondern durch eine schmale Tür an der Ostseite der Kirche.

Der tote Pfarrer lag auf einer Bahre im Mittelschiff. An der Seite hatte sie ihren Platz gefunden. Umrahmt war sie von brennenden Kerzen, deren Licht sich mit dem Widerschein ablöste und

schattenhaft über das Gesicht der Leiche zuckte.
Das Licht gab der Haut auch eine andere Farbe. Der Konstabler war zurückgeblieben, ich ging näher an die Leiche heran und schaute sehr genau in das Gesicht.
Suko stand neben mir und hatte ebenfalls den Kopf gesenkt. Wir sprachen beide nichts und hielten auch die Luft an, da der Geruch uns den Atem raubte.
Der Tote roch nicht nur nach Moor, auch ging sein Körper allmählich in den Zustand der Verwesung über.
Ich kannte Moorleichen und wußte auch, daß der Sumpf die versunkenen Menschen für eine lange Zeit konservierte. Diese hier hatte siebzig Jahre lang im Moor gelegen, verwest war sie noch nicht, und mit einem Zombie hatten wir es auch nicht zu tun. Ein Beweis dafür war der Aufenthalt des Toten in der Kirche.
Wenn es in diesem Fall einen Zombie gab, dann war es derjenige, der die Leiche aus dem Sumpf geholt hatte.
Durch den Scheibenwurf hatten Splitter das Gesicht zerschnitten.
Blut war nicht aus den Wunden gequollen. Im Laufe der langen Zeit hatte es sich zersetzt.
Ich hob die Schultern und drückte mich wieder hoch. Als ich mich umdrehte, hörte ich die Schritte.
Vom Konstabler stammten sie nicht. Es war eine andere Gestalt, die sich aus dem Mittelschiff der Kirche löste. Ein alter Mann, der gebeugt ging und sich auf einen Krückstock stützte. Er schlurfte auf uns zu. Sein Gesicht verschwand fast unter langen, weißen Haaren.
»Er hat den Toten identifiziert«, erklärte der Konstabler, bevor er sich an den Greis wandte. »Habe gar nicht gewußt, daß du in der Kirche bist, Hickory.«
Der Greis nickte. »Ja«, krächzte er dann. »In der Kirche, da muß ich eben sein. Ich habe nicht mehr viel Zeit und bereite mich auf den Tod vor.« Er hob seinen Krückstock an und deutete damit auf den toten Pfarrer. »Ihn habe ich genau erkannt. Er ist tot, und ich werde es auch bald sein, versteht ihr?«
»Und Sie haben sich nicht getäuscht?« fragte ich den Alten.
»Nein, junger Mann, ganz bestimmt nicht.«
»Dann kannten Sie vielleicht auch diesen Phil Butcher?«
Der Greis begann krächzend zu lachen, mußte dann husten und stoppte sein Gelächter. »Den kannte ich auch. War ein böser Bube, ein Widerling, wie man sagt.«
»Erzählen Sie mehr.«
»Ich habe ihn wenig gesehen. Meine Eltern hielten mich als Junge von ihm zurück. Er hat als Einzelgänger gegolten. Es war schlimm. Man munkelte hinter seinem Rücken finstere Geschichten.« Der Alte lachte hell. »Was daran gestimmt hat, wußte keiner, nur ging das

Gerücht um, daß er Leichen mit in sein Haus schleppte. Nachgeschaut hat natürlich keiner, wie Sie sich vorstellen können.«

Ja, das konnten wir uns.

Leichen mit ins Haus schleppen, das war schon was. Dadurch bekam die Monster-Frankenstein-Legende immer neue Nahrung.

Auch der ehemalige Baron von Frankenstein hatte sein Monster aus verschiedenen Leichenteilen zusammengenäht.

»Und der Pfarrer?« fragte ich. »Wieso hat man ihn umgebracht?«

»Das weiß keiner.«

»Gibt es keine Vermutung?«

Der Alte amüsierte sich über meine Frage. »Doch, es war nur kaum einer da, der den Tod des Pfarrers mit Butcher in Verbindung brachte. Der Pfarrer war plötzlich weg. Von einer Nacht zur anderen. Und als Leute in Butchers Haus nach Monaten eindrangen, fanden sie nur die Knochen.«

»Den Pfarrer nicht?«

»Nein, die Leute warfen die Knochen in den Sumpf. Dort muß der Pfarrer schon lange zuvor gelegen haben.« Mit dem Krückstock deutete der alte Mann auf die Leiche. »Und jetzt ist er zurückgekommen.« Er senkte seine Stimme. »Ich habe immer gesagt, daß der Sumpf böse ist. Böse und heimtückisch. Er hat den Pfarrer verschlungen, aber der war ein gerechter Mann, deshalb konnte ihn der Sumpf auch nicht halten. Er mußte ihn wieder ausspeien.«

»Zusammen mit dem Monster«, sagte Suko.

»Das erzählt man sich«, sagte der Alte. Er hob seine knochigen Schultern. »Ob es wahr ist, weiß niemand.«

»Sie haben es doch gesehen«, sagte ich.

»Nein, junger Mann, nicht gesehen. Es ist möglich, daß er es war, doch mit Bestimmtheit kann ich dies nicht sagen.« Er senkte die Stimme. »Der Metzger hat ihn weglaufen sehen. Dabei ging er so komisch. Gar nicht wie ein normaler Mensch, wenn Sie verstehen…«

»Wie denn?«

»Monsterhaft und irgendwie wacklig. So anders. Er war ein Schatten in der dunklen Nacht.«

»Der sich wohin bewegte?« fragte ich nach.

»Aus dem Dorf. Sein Ziel war die Villa, glaube ich. Er lief nämlich in diese Richtung.«

»Wobei der Zeuge nicht gesehen hat, daß er genau in das Haus gelaufen ist, oder?«

»Nein, das hat er nicht.«

»Da geht sowieso keiner von uns hinein«, meldete sich aus dem Hintergrund der Konstabler. »Wir alle haben Angst.«

»Bis auf Erwin.«

Hickory lachte. »Woher kennen Sie den denn?«

»Ich kannte ihn. Er ist tot. Ermordet wurde er durch eine Puppe, die auf ihn schoß. Wissen Sie vielleicht mehr über diese Puppen, Mr. Hickory?«

Der Greis schien noch mehr zusammenzufallen. »Die Puppen!« flüsterte er. »Ja, die Puppen.« Er nickte. »Jetzt, wo Sie es gesagt haben, fällt es mir wieder ein. Es gab sie, man sprach damals davon. Er soll Puppen gesammelt haben, das war seine große Leidenschaft. Gesehen hat sie keiner. Sie waren, wenn er sie überhaupt besaß, in seinem Haus verteilt. Ich habe sie nie zu Gesicht bekommen.«

»Das könnte alles stimmen, John«, flüsterte mir Suko zu. »Die Sache konzentriert sich auf das Haus.«

»Das wir uns ansehen werden«, erklärte ich.

Nach dieser Feststellung erschrak sogar der alte Hickory. »Sie wollen in das Haus?«

»Richtig.«

»Haben Sie sich das auch gut überlegt?«

»Natürlich.« Ich stieß Suko an. »Komm, laß uns verschwinden!«

Bei dem alten Hickory bedankte ich mich für seine Auskünfte. Er blieb mit dem Konstabler noch in der Kirche zurück.

Wir verließen das Gotteshaus und stellten fest, daß sich ein Wetterumschwung ankündete.

Kalte Luftmassen wurden herbeigeschaufelt, trafen auf die warmen, und so konnte sich Nebel bilden. Er war noch nicht so dicht geworden, doch seine Schwaden nahmen uns schon einen Teil der Sicht.

»Das richtige Wetter für einen Ausflug ins Moor«, bemerkte Suko und hatte damit des Pudels Kern getroffen…

***

Das Monstrum war nicht in den Keller gegangen. Es lief wie ein verstörter Mensch um die Villa Frankenstein herum. Die Nacht über hatte der Unheimliche auch vor dem Haus verbracht und auch den ihm so lang gewordenen Tag. Doch bald würde es wieder dunkel werden, und dann sollte sich sein großer Plan erfüllen. Er würde sich in den Ort schleichen, um dort das Grauen zu verbreiten. Eine Spur von Toten sollte hinter ihm zurückbleiben, und wenn jemand versuchen wollte, ihn zu stoppen, würde sich derjenige wundern.

Wer einmal tot war, dann wieder lebte, den konnte man einfach nicht besiegen.

Nicht mit Mitteln, wie die Menschen sie hatten. Wie lächerlich eine Kugel wirken würde, auch ein Stich mit dem Messer war nichts, ebenso wenig wie ein Säbelhieb.

Er war unsterblich.

Sollten die Menschen vergehen, das Monster blieb…

Die Sonne wanderte höher. Es wurde warm. Fäulnisgestank drang

aus dem Sumpf und wehte ihm entgegen. Er nahm ihn nicht wahr, denn er konnte weder riechen, schmecken noch fühlen.

Menschliches war ihm völlig fremd, aber er spürte, daß ihm die Strahlen der Sonne nicht guttaten. Seine Welt war die Dunkelheit, die Nacht mit ihren langen Schatten, die ihn, das Monstrum, verbargen.

Und so blieb ihm nichts anderes übrig, als abzuwarten, bis die Dunkelheit kam.

Irgendwann, die Sonne senkte sich bereits, schickte sie schon ihre Vorboten. Es waren kalte Luftmassen, die über das Land wehten, auf die wärmeren prallten, diese durcheinahnderquirlten, so daß sich erste Nebelschwaden bilden konnten.

Die langen Schleiern stiegen aus dem Sumpf. Sie sahen aus wie die Geister von Toten, die mit ihrer Unterseite noch an der dunklen Flächen klebten.

So wehten die Tücher darüber hinweg, gaben dem Monstrum Deckung, das sich darüber freute. Es wollte nur noch einmal nachschauen, was die Puppen taten.

Deshalb ging es ins Haus.

Knarrend öffnete sich die Tür, als der Unheimliche daran zog.

Auch während des Tages war es nie hell im Haus. Durch die Fenster drang nur sehr wenig Licht, die Schatten herrschten vor, zudem waren die Scheiben meist blind. Aus einigen Fensterrechtecken waren sie bereits herausgefallen. Im Laufe der langen Jahre hatte sich der Kitt an den Seiten aufgelöst oder war herausgebröckelt.

Das Monstrum schritt wie ein Schlafwandler. Es wollte die Puppen kontrollieren, denn sie spielten in seinen Plänen eine wichtige Rolle. Kaum hatte er den stinkenden Flur betreten, als die ersten beiden Puppen erschienen. Sie hatten in den Winkeln gelauert und hielten Gewehre schußbereit in ihren kleinen Händen.

»Du kommst zurück?«

Das Monstrum nickte.

»Wir geben acht. Dir wird nichts geschehen. Sollte sich dir jemand nähern, werden wir ihn ins Haus locken und bestialisch töten.«

Das Monstrum war zufrieden. Es verzog das Maul zu einem breiten Lachen, dennoch drang kein Laut aus seiner Kehle. Dafür machte es kehrt, verließ das Haus und tauchte wieder ein in den noch immer relativ dünnen Nebel.

Ein paar Schritte ging es zur Seite, wurde von dem Nebel verschluckt und schaute in Richtung Dorf.

Natürlich konnte es die Häuser nicht sehen, aber es spürte die Menschen mit seinem sicheren Instinkt.

Und es sah noch etwas.

Bewegungen, Schatten, die aussahen wie Menschen.

Jemand kam.

Das Monster wußte Bescheid. Es verzog das häßliche Gesicht zu einer Grimasse, drehte sich um und verschwand langsam in Richtung Moor.

Sollte es verfolgt werden, würde der andere sein blaues Wunder erleben, das nur mit dem Tod enden konnte…

Nachdem wir den Ort verlassen hatten, empfing uns eine andere Welt. Eine unheimliche Gegend, durch die der Nebel streifte und alles wie mit dünnen Tüchern umhüllte.

Es war zudem eine Welt der Lautlosigkeit. Nur unsere eigenen Schritte hörten wir, ansonsten herrschte Stille.

Selbst die Geräusche aus dem Sumpf waren nur dann zu vernehmen, wenn sich etwas besonders laut bemerkbar machte. Hier und da das Quaken einer Kröte, oder ein Platschen, ab und zu das heftige Schlagen der Flügel, wenn sich ein Vogel erhob.

Der Weg führte ein wenig bergauf, dennoch war er weich, manchmal sogar matschig. Auch Pfützen sahen wir, über deren Oberfläche Mücken ihren wilden Zickzack-Wirbel tanzten.

Anhaltspunkte besaßen wir kaum. Nur mehr den Toten in London. Was wir im Ort gehört hatten, fiel in den Bereich der Legende und der Sage. Es konnte stimmen, brauchte aber nicht, und so waren wir sehr gespannt darauf, was uns erwarten würde.

Noch waren die Schwaden ziemlich dünn. Sie trieben heran wie lange Arme, als wollten sie uns damit umfangen und nie mehr loslassen. Den feuchten Nebel spürte ich auch auf meiner Haut, und ich stellte fest, daß ich noch immer nicht auf der Höhe war, weil es mir relativ schwerfiel, den Weg hochzugehen.

Außerdem schwitzte ich stark, etwas, das nur selten vorkam. Erst allmählich, dann immer deutlicher, je mehr Schritte wir zurücklegten, schälte sich aus dem Grau der Nebelschleier das hervor, was man als Villa Frankenstein bezeichnete.

Ein altes Haus. Trotz des Nebels erkannten wir, wie baufällig und schief es war. Es stand auf dem Hügel, kam uns abweisend und abstoßend vor, und wenn der Weg so weiterführte wie jetzt, würde er direkt vor dem Haus enden.

Zur gleichen Zeit blieben wir stehen, um uns das Haus in Ruhe betrachten zu können.

Das Dach saß schief. Es sah aus, als würde es jeden Augenblick herunterrutschen. Da es schon Jahrzehnte gehalten hatte, würde es auch die Zeit überstehen, in der wir uns in seinem Innern befanden.

»Villa Frankenstein«, sagte ich flüsternd und fügte ein leises Lachen hinzu. »Da hat man dem Kasten tatsächlich den richtigen Namen gegeben. So unheimlich, wie der aussieht.«

Suko nickte nur.

Wir gingen näher heran. Das Haus ließen wir dabei nicht mehr aus den Augen. Auch Suko war mißtrauisch geworden, ich sah es an

seinen Bewegungen, die wie eingefroren wirkten.
»Was hast du?«
»John, da stimmt etwas nicht. Ich spüre das Unheil.«
»Drück dich verständlicher aus.«
»Ich glaube, man beobachtet uns.«
Über die Antwort lachte ich nicht, da ich oft genug selbst die Erfahrung gemacht hatte, daß man auf Gefühle, wenn sie so plötzlich kamen, Rücksicht nehmen mußte.
Mir war es oft genug passiert, daß sich ein unbestimmtes Gefühl später als traurige Tatsache herausgestellt hatte.
Der Nebel nahm uns einen großen Teil der Sicht. Wenn der Wind die in der Nähe wachsenden Büsche bewegte, konnte man sich leicht vorstellen, von irgendwelchen Feinden umstellt zu sein, so sehr gaukelte die Umgebung dem menschlichen Augen etwas vor.
Suko war es, der die Gestalt entdeckte. »Verdammt, da steht dieses Monstrum!« sagte er.
Ich drehte den Kopf, folgte mit meinem Blick Sukos ausgestreckter Hand und sah ebenfalls den Schatten, der sich plötzlich bewegte und an der Westseite des Hauses im dichteren Nebel verschwand.
Es war klar, daß wir die Verfolgung aufnehmen würden, etwas hinderte mich daran.
Das leise Lachen.
Nicht das Monstrum hatte es ausgestoßen, es war aus der Villa Frankenstein geklungen.
Dort mußte demnach noch jemand stecken.
Suko bemerkte mein Zögern. »Willst du nicht mit?«
Ich deutete auf das Haus. »Kann sein, daß dort jemand lauert. Ich werde mal nachsehen.«
»Okay, dann kümmere ich mich um den anderen. Wir hören wieder voneinander.« Mit diesen Worten war der Inspektor verschwunden.
Ich hatte noch vor, ihm etwas nachzurufen, Suko war einfach zu schnell weggelaufen. Der Nebel umflorte seine Gestalt und schien sie aufzulösen. Dann war er weg.
Ich hatte das Lachen nicht vergessen und war mir trotz des geräuschverzerrenden Nebels sicher, daß es aus der Villa Frankenstein gekommen war. Ausgerechnet in dem Augenblick, als Suko die Gestalt entdeckte. War dies Zufall?
Daran wollte ich nicht so recht glauben. Auch wenn man gegen Geister und Dämonen kämpfte, trat der Zufall ebenso viel in Erscheinung wie bei einem normalen Kriminalfall. Ich glaubte eher daran, daß man mich von Suko weg und in das Haus locken wollte.
Okay, das sollte die Person haben. Ich war entsprechend gewappnet. Während ich mich Frankensteins Villa näherte, dachte ich über die Puppen nach.

Erwin war in dem Haus gewesen, hatte eine Puppe hervorgeholt, sie mit nach London gebracht und war von ihr erschossen worden.

Eine harte, brutale Tat. Spann ich den Faden weiter, konnte ich mir gut vorstellen, daß auch innerhalb der Villa eine Gefahr auf mich lauerte. Und zwar eine Gefahr, die möglicherweise von den Puppen ausging.

Diese Annahme machte mich vorsichtig.

Auf Zehenspitzen stieg ich die alten Treppenstufen hoch und konnte trotzdem die Geräusche nicht vermeiden, als sich die Bohlen unter meinen Schuhsohlen bogen. Das Holz war eben faul und gab unter dem Gewicht eines Menschen nach.

Vor der Tür blieb ich für einen Moment stehen, um zu lauschen.

Das Lachen wiederholte sich nicht. Dafür entdeckte ich, daß die Tür nicht geschlossen war. Sie stand einen winzigen Spalt offen. Ich faßte nach der Klinke, zog daran und zuckte zusammen, als ich das häßliche Knarren vernahm, das in den verrosteten Angeln der Tür entstand und mir einen Schauer über den Rücken trieb.

Nebel, Moor, ein uraltes Haus, eine schiefe Tür – gab es eine bessere Gruselatmosphäre?

Ich glaubte nicht und wünschte mir, daß sich der Gruselschauer nicht zum kalten Horror steigerte, wenn ich einmal in der Villa Frankenstein war.

Auf Zehenspitzen bewegte ich mich vor. Ein Schritt brachte mich über die Schwelle. Im Haus war es dunkel. Zwar lauerte draußen weder die Finsternis des Abends oder der Nacht, aber der Nebel ließ nur wenig Licht durch irgendwelche Fenster oder Scheiben.

Vor mir sah ich eine tunnelartige Öffnung, einen mit Dämmerlicht erfüllten Schlauch, in dem sich rechts und links die Wände schattenhaft abzeichneten.

Um tiefer in das Haus zu gelangen, mußte ich diesen Schlauch durchqueren.

Sehr vorsichtig und behutsam ging ich. Unter meinen Füßen bewegten sich alte Bohlen. Sie ächzten wie gequälte Kreaturen.

Am Ende des Ganges erkannte ich ein helleres Rechteck. Es war der Eingang zum nächsten Raum.

Auch meine Gestalt hob sich im Dämmerlicht des Flurs ab. Die Beretta hatte ich in der Halfter gelockert. Wenn es hart auf hart kam, würde ich sie ziehen und blitzschnell schießen. Ich gehöre zu den Menschen, die versuchen, eine Atmosphäre in sich aufzunehmen.

Vor allen Dingen bei Häusern und Gebäuden, die ich zuvor noch nicht betreten habe.

Hier setzte ich wieder meinen Spürsinn ein. Meine Sinne arbeiteten wie Seismographen, sie forschten nach dem Unheimlichen, dem anderen, das in dem Haus lauerte.

Manche Gebäude, das kannte ich, waren von einem makabren Atem oder Odem durchweht. Da spürte man den Fluch, der oftmals über dem Gemäuer lastete, und auch die Villa Frankenstein kam mir nicht geheuer vor. Es war ein altes, windschiefes, auch totes Haus, wenn man es von außen betrachtete. In seinem Inneren allerdings sah dies anders aus. Ich spürte sehr deutlich den Hauch, der dieses Gemäuer durchwehte.

Lauerte vielleicht der Teufel im Hintergrund?

Möglich war alles, und ich richtete mich auch innerlich darauf ein.

Ich konnte mir vorstellen, daß auch der alte Baron von Frankenstein mit dem Satan im Bunde gestanden hatte, falls die Figur des Monsters keine Erfindung einer Schriftstellerin war.

Bisher hatte ich keinen verdächtigen Laut vernommen.

Deshalb blieb ich etwa in der Mitte des Ganges stehen, um in die Ruhe hineinlauschen zu können.

Noch tat sich nichts…

Ich atmete flach, mit offenem Mund, denn ich wollte mich nicht verraten.

Dann hörte ich den Laut. Ein leises Knacken erklang hinter mir.

Sofort sprang ich zur Seite, drehte mich dabei um und rammte mit der Schulter eine Flurwand.

Wie erwähnt, das Licht war schlecht. Ich erkannte die kleine Gestalt auf dem Boden auch nur schattenhaft, aber ich wußte sofort, daß es sich bei ihr um eine Puppe handelte.

Eine Puppe mit Gewehr, die den kleinen Schießprügel jetzt in meine Richtung schwenkte und die Mündung schräg nach oben stach.

Ich dachte an Erwin, den es tödlich erwischt hatte, obwohl die Kugel nur mehr ein so kleines Kaliber besaß. Mir sollte das gleiche nicht passieren. Aus diesem Grunde trat ich zu.

Die Puppe stand günstig. Mein Tritt erwischte die Figur, bevor sie noch abdrücken konnte.

Es war ein ziemlich harter Treffer, der sie gegen die Wand schleuderte.

Sogar einen leisen Schrei vernahm ich. Sie purzelte wieder vor und wollte wohl aufstehen, doch ich war schneller, und schloß meine Hand um ihren Körper, wobei ich gleichzeitig ihre Arme so einklemmte, daß sie das Gewehr nicht benutzen konnte.

»So, meine Liebe«, sagte ich. »Jetzt wollen wir doch mal sehen, wer der Stärkere ist…« Bei diesen Worten hatte ich sie hochgehoben und dicht vor mein Gesicht gehalten, so daß ich ihr direkt in die kalten Augen blicken konnte.

Ja, es waren Augen ohne menschliche Wärme, obwohl sie lebten.

Sie rollten in den Höhlen, waren ein wenig vorgetreten, das Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. Es leuchtete seltsam weiß, als hätte

man es mit einem dicken Fettpuder bestreut.

Diese Puppe wollte töten, daran bestand kein Zweifel. Aber ich wollte ihre Informationen. Da sie lebte, konnte sie unter Umständen auch sprechen, und so redete ich sie an. »Wer bist du? Sag mir, was du vorhast, du kleines Monster?«

Zischend kam die Antwort. Sie erschreckte mich nicht einmal, obwohl sie hart klang. »Killen!«

Ich grinste verbissen. Mit der rechten Hand hielt ich sie fest. Die Arme waren zwischen meinen Fingern eingeklemmt. Trotz dieser Klammer versuchte die Puppe verzweifelt und auch kraftvoll, diesen Ring zu lösen, um wieder in die Freiheit zu gelangen. Ich mußte schon sehr stark sein, um sie zu halten.

»Welcher Geist steckt in dir?«

»Der böse.«

»Und wer hat ihn dir eingegeben? War es der Teufel persönlich oder jemand anderer.«

»Ein jetzt Toter.«

»Phil Butcher – oder?«

»Ja, er war es.«

»Und woher hatte er die Kraft?«

»Die Dunkle Macht gab sie ihm. Sie wird gewinnen. Sie hat den Tod besiegt. Aus totem Fleisch wurde wieder Leben. Das Monster ist geboren worden. Der Teufel und seine Magie haben dem Meister die Hand geführt. Dann kam der Pfarrer, aber auch er hat Tribut zollen müssen, und wir haben den Meister getötet.«

»Weshalb?«

»Weil er das tote Leben umbringen wollte. Er bekam plötzlich Angst, daß sein Monster mächtiger wurde als er.«

Die Puppe begann schrill zu kichern. »Wir überlebten, das Monster ebenfalls, aber der Mensch verging…«

Über den letzten Satz dachte ich besonders nach. Ja, der Mensch war vergangen. Leider vergangen, mußte man sagen. Eine schreckliche Vorstellung! Das Böse würde siegen, der Mensch verging. So etwas konnte ich nicht fassen.

Eine Hand hatte ich frei. Und ihre Finger umfaßten die Silberkette an meinem Hals. An der Kette hing meine gefährlichste Waffe, die ich hervorholte.

Ich habe mal erlebt, wie ein von einer Katze erwischter Vogel in Todesangst schrie. Einen ähnlichen Schrei vernahm ich jetzt von der Puppe, als sie das Kreuz sah.

Es war grauenhaft!

Sie brüllte mir ins Gesicht, als sie meinen wertvollen Talisman sah, und ich preßte das Kreuz gegen ihren Kopf.

Noch hielt ich die Hand klammerartig um die Puppe. Das konnte ich

mir Sekunden später sparen, denn vor meinen Augen zerfiel sie zu Staub, und aus der unteren Faustöffnung rieselte schwarzgraue Asche zu Boden, die dort verstreut liegenblieb.

Es war das Ende eines kleinen Monsters, in dem eine so teuflische Magie gesteckt hatte.

Ich bückte mich und rieb die Hände gegeneinander, damit ich auch die letzten Staubkrümel fortbekam.

Darauf schien eine andere Puppe nur gewartet zu haben. Gesehen hatte ich sie zuvor nicht, ich spürte sie nur, wie sie plötzlich auf meinen gekrümmten Rücken sprang und mit irgend etwas zustach, das hart, tief und schmerzpeinigend meinen ungeschützten Nacken traf…

***

Suko glaubte fest daran, daß er den Unheimlichen stoppen konnte.

Er dachte an die Erzählungen des alten Hickory, und der hatte davon berichtet, wie langsam sich derjenige bewegte, der die Leiche geschleudert hatte. Da war der Inspektor immer schneller.

Nur eines gefiel ihm nicht. Er wußte, daß hinter dem Haus der Sumpf begann. Und in dieses lebensgefährliche Gelände wollte er sich nicht gerade führen lassen.

Deshalb beeilte er sich so und starrte in die Nebelwand hinein. Er hatte das Haus längst passiert, der Boden verlor an Härte. Er wurde nicht nur weicher, auch rutschiger, so daß Suko in Gefahr geriet, irgendwann zu stolpern und hinzufallen.

Die Schwaden bewegten sich. Sie tanzten und drehten Kreise.

Gespenstisch umflorten sie die krumm wachsenden Bäume und Sträucher, so daß Suko mit immer neuen Figuren konfrontiert wurde.

Wo steckte das Monstrum?

Er sah es noch immer nicht, aber er hörte seine dumpfen und unregelmäßig gesetzten Schritte. Suko wußte nicht, aus welcher Richtung sie an seine Ohren drangen, da der Nebel auch die Geräusche verzerrte und einen Lauscher täuschen ließ.

Es fiel Suko nicht schwer, seinen Atem unter Kontrolle zu bekommen, so konnte er sich voll und ganz auf die anderen Laute konzentrieren. Schritte vernahm er nicht mehr, dafür einen anderen Laut.

Es war ein Klatschen, als hätte jemand einen Stein ins Wasser geworfen.

Nur wollte Suko an einen Stein nicht glauben. Er rechnete mit dem Monstrum, das in einen der zahlreichen Tümpel gefallen war.

Ob freiwillig oder nicht, das wollte er dahingestellt sein lassen.

Es war für den Inspektor sehr schwer, sich zu orientieren. Die grauen Schwaden hatten an Dichte zugenommen. Wenn der Chinese einen Gegenstand sah, dann meist nur den Umriß davon.

Mal ein schattenhaftes Etwas, das in einer gespenstischen

Lautlosigkeit vor ihm auftauchte und nach ihm greifen wollte.

Es waren stets nur die Zweige der niedrig wachsenden Krüppelbäume. Er achtete auch sehr auf den Untergrund. Zum Haus hin hatte sich Suko auf einem Pfad bewegt. Seit er die Villa Frankenstein passiert hatte, war kein Weg zu entdecken gewesen, und Suko schritt quer durch das Gelände.

Das Klatschen hatte sich nicht wiederholt. Dafür wurde der Untergrund weicher. Manchmal hatte Suko Mühe, seinen Fuß wieder aus der zähen Masse hervorzuziehen.

Sollte er überhaupt noch weitergehen?

Eine Antwort auf die Frage bekam Suko wenig später, denn abermals vernahm er das klatschende Geräusch. Zudem vermeinte er auch, vor sich im Nebel Bewegungen zu sehen.

Waren das nur die grauen Schleier?

Jedenfalls wollte Suko darauf nicht wetten. Ein leises Plätschern blieb, und Suko, der behutsam vorging, dachte daran, daß der Unheimliche vor ihm vielleicht ins Wasser gestiegen war. Hatte er das getan, konnte er dem Inspektor entkommen.

Es war kein angenehmer Gedanke, mit dem sich Suko beschäftigte, und so suchte er weiter.

Das Monstrum sah er nicht. Die Villa Frankenstein war ebenfalls längst hinter ihm verschwunden. Suko dachte daran, daß er sich nicht zu weit vorwagen durfte. Wenn er einmal die Richtung verfehlte, war es schwer, den rechten Weg zu finden.

Auch wenn er einen Fuß aus der feuchten Erde zog, hörte er das schmatzende Geräusch. Längst hatte sich Wasser in seinen Schuhen gesammelt, und dann erschien vor ihm im grauen Dunst des Nebels ein Schatten.

Er war nicht hoch, dafür sehr breit, und er begann auf dem Boden, um etwa in Gürtelhöhe zu enden.

Suko stellte sehr bald fest, daß ihm ein Schilfgürtel den Weg versperrte. Er also war dieser Schatten gewesen. Und wo sich Schilf befindet, begann oft genug ein Tümpel oder ein kleiner See. War das Monster etwa dort verschwunden?

Gut möglich, denn auch Suko wollte in das brackige und faule Wasser hinein. Er ging davon aus, daß der Sumpf keine Kompromisse schloß. Der zog einen Menschen ebenso in die Tiefe wie ein Monstrum.

Ruhig war es in seiner unmittelbaren Umgebung nicht. Ein sattes Platschen und Platzen von Sumpfblasen, manchmal bewegten sich die Rohre vor ihm, und das fette Quaken der Kröten war ebenfalls zu vernehmen.

Da Suko sehr nahe an den Gürtel herangetreten war, wurde seine Sicht auch nicht zu stark behindert. Er konnte die einzelnen Rohre

sehen und entdeckte sogar eine Lücke innerhalb der Schilfmauer.

Die Lücke hatte ihre Bedeutung, denn Sukos Füße bewegten sich plötzlich auf einem Steg entlang.

Er war uralt, das Holz bog sich unter seinen Tritten durch und war sehr weich. An manchen Stellen besaß der Steg auch Löcher.

Dennoch schritt Suko über ihn hinweg, da er am Ende ein Boot hatte liegen sehen.

Wie geschaffen für ihn!

Suko schaute sich das Ruderboot an. Es schien dicht zu sein, auch wenn sich auf dem Boden Regenwasser gesammelt hatte. Die Ruderstangen waren ebenfalls vorhanden, und Suko stieg in den alten Kahn, der unter seinem Gewicht zu schwanken anfing.

Der Chinese ließ sich auf der Mittelbank nieder, nahm die beiden Ruder, hängte sie in die dafür vorgesehenen Halterungen und begann zu rudern. Zunächst mußte er noch einen Teil des Schilfgürtels überwinden. Er stieß mit dem Bug hinein. Die langen Rohre kratzten an den Außenwänden des Kahns und wurden zur Seite gebogen, so daß der Inspektor freie Fahrt auf die Mitte des Tümpels bekam.

In regelmäßigen Abständen tauchte er die Ruderblätter ein. Suko vernahm das leise Klatschen des Wassers, einige Spritzer schlugen gegen sein Gesicht, und er sah die grauen Nebeltücher über der Wasserfläche schweben. Sie waren hier dichter als über dem Gelände, Suko konnte so gut wie nichts erkennen.

Langsam ruderte er auf die Mitte des Tümpels. Er ließ sich Zeit dabei, da er sich auch immer wieder umschauen wollte, ob nicht irgendwo der Gegner lauerte.

Suko erinnerte sich noch genau an das Klatschen. Da war jemand in den Tümpel gestiegen. Eine andere Lösung wollte er einfach nicht akzeptieren.

Der Inspektor schaute sich bei jedem Ruderschlag um. Er rechnete damit, den Feind aus dem Tümpel steigen zu sehen, um ihn anzugreifen. Wenn das geschah, wollte Suko schneller sein.

Der Nebel war feucht und auch kühl. Suko, der noch vor Stunden so geschwitzt hatte, begann plötzlich zu frieren, wenn die feuchten »Tücher« gegen Haut und Kleidung fuhren.

Es war noch nicht dunkel, aber in diesem Nebelgrau konnte der Inspektor so gut wie nichts erkennen.

Als er seiner Schätzung nach ungefähr die Mitte des Tümpels erreicht hatte, holte er die Ruder aus dem Wasser und legte sie ins Boot. Er wollte an dieser Stelle bleiben und so etwas wie den Lockvogel spielen. Sollte sich der Unheimliche irgendwo in der unmittelbaren Nähe versteckt halten, mußte er Suko einfach sehen.

Der Chinese hatte Zeit, der andere auch.

Suko, der entspannt wirkte, konzentrierte sich voll und ganz auf die

ihn umgebenden Geräusche. Er wurde gewissermaßen eins mit der Natur, und er stellte fest, daß es um ihn herum nicht so still war, wie er noch angenommen hatte.

Das Wasser lag zwar ruhig, dennoch hörte er ein Glucksen und Krächzen.

Auch das Schlagen von Flügeln, wenn irgendwo Tiere aufstiegen und in die graue Wand flogen.

Die Leute im Ort hatten von einem Monstrum gesprochen. Suko hatte es nur zweimal schattenhaft gesehen, dann die verdächtigen Geräusche vernommen, und er wartete darauf, daß sich der Unheimliche auch ein drittesmal zeigte.

Die Oberfläche lag still da. Kein Windstoß strich über sie hinweg.

Nur die Nebelschleier schienen wie angeklebt an ihr zu hängen. Geduckt hockte Suko im Boot. Er wartete darauf, daß etwas geschah.

Seine Dämonenpeitsche hatte er gezogen, die Riemen ausfahren lassen und die Peitsche neben sich gelegt.

Das Monster war da, Suko wußte es, und er bekam auch die Bestätigung. Sein Angriff erfolgte plötzlich, heimlich und raffiniert. Es mußte sich am Grund des Tümpels bewegt haben, auf der Oberfläche jedenfalls nahm Suko so gut wie keine Wellenbewegungen wahr, dafür bekam er die Reaktion voll mit.

Der Unheimliche befand sich direkt unter seinem Boot. Und dort startete er seinen Angriff.

Es war ein wütender Treffer, der gegen das Boot hämmerte und dessen weiche Planken aufriß.

Direkt vor Sukos Füßen entstand das Leck. Da spritzten ihm die Splitter entgegen, und mit den nassen, vergammelten Holzteilen drang auch das brakige Wasser in das Boot.

Wie von Riesenhänden geschaufelt, quoll es hinein, und eine Hand sah Suko ebenfalls.

Es war die des Monsters!

Die Klaue jagte ihm entgegen, wollte nach seinem Fuß fassen, und Suko trat im Sitzen zu. Er erwischte die Hand, sie verschwand wie auch das übrige Monster.

Suko war gewarnt. Und er würde sich nicht mehr lange halten können, denn immer mehr Wasser quoll in das Boot, füllte es aus und drückte es schon tiefer.

Der Plan des Monsters hatte funktioniert. Suko war auf den See gelockt worden, er hatte es gewissermaßen gewußt, war freiwillig in die Falle gelaufen und mußte es nun ausbaden.

Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes, da sich das Boot ständig füllte. Die brackige Flüssigkeit stieg an. Der Kahn wurde immer weiter in die Tiefe gedrückt, und Suko stellte fest, daß er langsam aber sicher sank.

Das rettende Ufer war für ihn zu weit entfernt, als daß er es hätte mit einem Sprung erreichen können. Nicht einmal den Schatten des Schilfgürtels konnte er erkennen, der Nebel nahm ihm jegliche Sicht.

Es blieb keine andere Möglichkeit. Er mußte in den Tümpel, und dort lauerte das Monstrum.

Bevor das Boot völlig absackte, ging Suko über Bord. Mit einem großen Schritt stieg er über die Bordwand, tauchte Fuß und Bein in die grünbraune, kalte Brühe ein, streckte sich noch und spürte, daß sein Schuh den Untergrund erreichte und dort einsank.

Das war eine geringe Hoffnung, denn der See war zum Glück nicht so tief. Das Wasser reichte dem Inspektor nur mehr bis knapp an die untere Seite der Brust.

Hinter ihm verschwand das Boot, und vor ihm zeigte sich das Monster. Es stieg sehr langsam aus der Brühe, so daß Suko zuvor nicht durch irgendwelche Wellenbewegungen gewarnt wurde. Es drückte seinen Kopf aus dem Wasser, und der Chinese sah den Schädel zum erstenmal dicht vor sich. So nah, daß ihm auch der Nebel den Blick darauf nicht versperren konnte.

Ein häßlicher, viereckiger Schädel, schief sitzend und tatsächlich noch Nahtstellen aufweisend. So ähnlich wie das berühmte Frankenstein-Monster, das die Filmleute damals mit Boris Karloff in der Hauptrolle über die Leinwand hatten geistern lassen.

Innerhalb einer Sekunde nahm Suko den Ausdruck des Gesichts in sich auf. Er stellte fest, daß die Ohren sich nicht auf einer Höhe befanden. Eines saß schiefer als das andere. Mit der Nase war ungefähr das gleiche geschehen, auch sie zeigte eine schiefe Form, das gleiche galt für das Kinn, und in den dunklen, klatschnassen Haaren, die glatt auf dem Vierkantschädel lagen, klebten Algen und anderes Zeug, das sich unter Wasser befunden hatte.

Ein furchtbares Geschöpf mit kalten, gefühllosen Killeraugen, die auf Suko gerichtet waren.

Die Peitsche hatte Suko mit dem Griff nach unten in seinen Gürtel gesteckt. Sie konnte er auch dort lassen, denn die Distanz zwischen ihm und dem Monstrum war einfach zu groß, als daß er sie hätte mit einem Hieb überwinden können.

Ihm blieb die Beretta.

Zum Glück war sie wassertauglich. Leider kam Suko nicht dazu, die Waffe zu ziehen. Das Monstrum schien etwas geahnt zu haben.

Es hatte sich nur für einen kurzen Moment gezeigt, wollte Schrecken verbreiten, um anschließend in die Tiefe zu tauchen.

Es rutschte weg.

Suko hätte bei einem Schuß kein Ziel mehr gefunden, nur noch die kreisenden Wellen, und er wußte auch, daß dieses Monstrum ihm nun überlegen war.

Es konnte sich am Grund weiter bewegen, brauchte nicht zu atmen und würde auch schneller handeln können, denn es gehörte in diesen verfluchten Sumpf.

Suko hatte Schwierigkeiten. Er merkte es daran, daß es ihm kaum gelingen wollte, seinen rechten Fuß aus dem Schlamm zu ziehen.

Der hielt ihn fest wie ein zäher Leim. Nur mit äußerster Anstrengung bekam Suko ihn hoch, ging einen Schritt zurück und wollte auch den linken Fuß aus dieser zähen Masse ziehen.

Es blieb beim Versuch.

Das Monster hatte es geschafft und sich unter Wasser ihm ungesehen genähert. Sein plötzlicher Griff war stahlhart. Es umschloß mit seiner Pranke den linken Fußknöchel des Chinesen, riß den Fuß in die Höhe und nach vorn.

Der Inspektor schaffte es nicht mehr, das Gleichgewicht zu halten.

Er kippte nach hinten.

Bevor die Brühe über ihm zusammenschwappte, sah er das Monstrum hochkommen. Sein Gesicht war verzerrt, und Suko sah auch die große Faust, die das Monster genau in seine Richtung stieß und damit auf das Gesicht zielte…

***

Eine furchtbare Angst durchflutete mich in den nächsten Sekunden, daß alles zu spät sein könnte. Die Schmerzen schossen durch meinen Schädel und breiteten sich dabei explosionsartig aus. So klein die Puppen auch von der Gestalt her waren, ich mußte mich von dem Gedanken befreien, es nur mit Puppen zu tun zu haben.

Das waren sie zwar äußerlich, tatsächlich handelte es sich bei ihnen um brutale Mörder, wie mir der Tod des Mannes bewiesen hatte. Und jetzt sollte ich an die Reihe kommen.

Ich wußte nicht, womit die Puppe zugeschlagen oder zugestoßen hatte, jedenfalls wollte ich sie nicht länger auf meinem Rücken sitzen haben und ergriff die Initiative.

Meinen rechten Arm schleuderte ich hoch und gleichzeitig nach hinten, um die Puppe zu fassen. Am Druck ihres Körpers spürte ich, daß sie sich nach wie vor auf meinem Rücken befand. Ich hatte Glück, daß ich sie bereits beim ersten Griff zwischen meine Finger bekam.

Ich riß sie ab.

Ihr Schreien war hoch und schrill. Am liebsten hätte ich sie gegen die Wand geschleudert, hatte auch schon ausgeholt und beherrschte mich im letzten Augenblick.

Nein, ich wollte sie anders zerstören.

Bevor ich sie mit dem Kreuz berührte, schaute ich sie mir an.

Auch sie war gekleidet wie ein Soldat, für Sammler bestimmt eine Kostbarkeit, ebenfalls das Gewehr mit dem aufgepflanzten kleinen

Bajonett, dessen Spitze rötlich schimmerte.

Das war mein Blut.

Ich preßte das Kreuz gegen den Kopf. Bevor das geweihte Silber den Schädel berührte, sah ich noch den Schrecken in den Zügen, dann zerknirschte die Mörderpuppe unter meinem Griff zu grauem Staub, der aus meiner Handöffnung zu Boden rieselte.

Das war geschafft.

Ich taumelte schweratmend zur Seite und lehnte mich gegen die Wand. Die Wunde, die mir die kleine Puppe zugefügt hatte, mußte sich am Hals oder dem Hinterkopf befinden.

Dort tastete ich nach.

Als erstes fühlte ich den kleinen Blutstreifen, der aus der Wunde nach unten rann. Er versickerte im Kragen, und die Wunde selbst befand sich am Haaransatz im Nacken.

Wie groß sie war, konnte ich auf die Schnelle nicht feststellen. Ich spürte nur den Schmerz, der sich noch eine Weile halten würde.

Zum Glück hatte die kleine, gefährliche Spitze des Bajonetts nicht eine Schlagader getroffen, so konnte ich mich trotz allem noch als Glückspilz bezeichnen.

Es war also doch gut gewesen, daß ich in die Villa Frankenstein gegangen war, und ich fragte mich natürlich, wie viele Puppen sich noch in diesem Haus befanden und auf mich lauerten.

Dabei dachte ich auch darüber nach, wo sie sich unter Umständen versteckt hielten. Im Erdgeschoß, in der oberen Etage, im Dachgeschoß?

Viel weiter war ich noch nicht gekommen. Die letzte Attacke hatte mich stark aufgehalten. Obwohl es mich drängte, ließ ich mir Zeit, den Flur zu durchqueren.

Vorsichtig setzte ich meine Schritte und hatte auch die Beretta gezogen. Ich glaubte fest daran, daß ich die Puppen, wenn sie erschienen, mit einer Silberkugel erledigen konnte. Das war mir zudem in London bewiesen worden.

Ich erreichte unangefochten die Tür, streckte meinen Arm aus und drückte die Hand gegen das Holz.

Auch hier hatte ich Glück, denn die Tür war nicht verschlossen.

Nur knarrte sie wieder in den Angeln, als ich sie aufdrückte. Genau so weit, daß ich hindurchschlüpfen konnte.

Ich blieb noch auf der Schwelle stehen und streckte meinen rechten Arm aus, die Beretta hatte ich in die linke Hand gewechselt. Mit den Fingern tastete ich an der Wand entlang, da ich nach einem Lichtschalter suchte.

Ich fand ihn nicht.

Weder in Kopfhöhe noch tiefer. Elektrizität schien es in dieser Villa nicht zu geben.

Darüber war ich sauer und überlegte einen Moment. Ich hätte eine lichtstarke Taschenlampe mitnehmen sollen. Da mir diese nicht zur Verfügung stand, mußte ich mich voll und ganz auf meine kleine Bleistiftleuchte verlassen.

Oder im grauen, verzerrenden Dämmerlicht den Raum betreten.

Ich entschied mich für die letzte Möglichkeit.

Stille empfing mich.

Wenn die Puppen in den Winkeln, Ecken oder unter den Möbelstücken lauerten, die ich schattenhaft sah, hatten sie sich sehr gut versteckt, um einen überraschenden Angriff starten zu können.

Auch ich war gewarnt.

Meine Blicke tasteten sich durch das dunkle Grau. Ich spürte auch die Kühle. Sie stammte von dem Nebel, der durch die Fenster drang, die keine Scheiben mehr besaßen.

Er kroch in grauen Wellen in das Zimmer und legte seinen Schleier über die Gegenstände.

Ein Sofa konnte ich erkennen, auch Stühle, wobei einer umgekippt am Boden lag. An der Wand zeichnete sich ebenfalls etwas Dunkles ab. Vielleicht ein Schrank oder ein Regal.

Der nächste Schritt.

Häßlich hörte sich das Knarren der alten Bohlen unter meinem Gewicht an. Die fauligen Bretter bogen sich durch, als ich sie belastete. Ich wußte, obwohl ich die Puppen noch nicht gesehen hatte, daß ich mich nicht allein im Raum befand. Irgendwo hockten sie, lauerten und warteten darauf, mich vernichten zu können.

Ich dachte an die bewaffneten Soldaten. Für sie gab ich ein wunderbares Ziel ab. Ein besseres hätten sie sich wirklich nicht wünschen können, wo sich meine Gestalt so groß und hoch vor dem Rechteck der Tür abhob.

Nachdem das Knarren der Dielen verstummt war und ich mich ruhig verhielt, gefiel mir die Stille innerhalb des Zimmers überhaupt nicht. Sie war nicht normal, auf mich wirkte sie gefährlich und lauernd. Irgendwann in den nächsten Sekunden schien eine Bombe zu platzen. Sie wartete nur noch auf den Auslöser, und der war ich.

Innerlich war ich sehr gespannt. Die Augen hatte ich weit geöffnet, um möglichst schnell eine Bewegung in Bodenhöhe erkennen zu können. Da jedoch tat sich nichts.

Die Stille blieb.

Und auch die vor mir erwarteten Bewegungen erkannte ich nicht.

Nur der Nebel drang durch die Fenster. Die dicken Schwaden kamen in Wellen, die dem Boden entgegenstrichen und sich dort allmählich ausbreiteten, damit sie den gesamten Raum überfluten konnten.

Was mir selten passiert war, trat nun ein. In dieser dichten Atmosphäre hatte ich Angst, den nächsten Schritt zu tun. Obwohl sich

vor mir kein sichtbarer Abgrund auftat, glaubte ich irgendwie daran, in ein Verderben zu laufen.

Deshalb die Vorsicht.

Stundenlang konnte ich nicht auf dem Fleck stehenbleiben, überwand mich selbst und ging vor.

Alles klappte.

Ich wurde sicherer, ging den nächsten kleinen Schritt, den übernächsten, so daß mein Gefühl der Beklemmung weiterhin wich, und ausgerechnet da erwischte es mich.

Etwas berührte meinen rechten Fuß in Höhe des Knöchels, spannte sich fester, es gab einen heftigen Ruck, und einen Gedankensprung später wurde ich nach vorn katapultiert.

Ein Seil, dachte ich noch, bevor ich hart auf den Holzboden des Zimmers schlug…

***

Suko sah die Faust kommen und wußte genau, was geschehen würde, wenn sie ihn erwischte. In ihr steckte die geballte Kraft eines teuflischen Monstrums, und Suko mußte schnell sein. Das Monstrum hatte ihm auch nicht die Chance gelassen, seinen Stab zu ziehen, so daß der Inspektor gezwungen war, sich auf seine Reaktionsfähigkeit und seine anderen Waffen zu verlassen.

Das tat er auch.

Blitzschnell zuckte er zur Seite. Es war eine heftige Bewegung, mit der er seinen Kopf nach unten drückte, mit der Wasseroberfläche in Berührung kam, den Kopf hineinpreßte und spürte, wie ihn die eisenharte Faust dennoch erwischte.

Zum Glück rasierte sie nur über seinen Hinterkopf, so daß Sukos Schädel heftig bewegt wurde.

Er vernahm auch noch das Klatschen, als die gewaltige Faust mit dem Wasser in Berührung kam, dann schwebte er schon dem schlammigen Grund entgegen. Suko hatte die Augen nicht geschlossen, aber die Brühe war einfach zu dunkel, als daß er hätte etwas erkennen können.

Nicht einmal Schatten sah er, das Monster hatte sich für seine Untaten die richtige Umgebung ausgesucht.

Und er tauchte.

Suko, der sich unter Wasser auf den Rücken gedreht hatte, um wieder in die Höhe zu kommen, bemerkte es im nächsten Moment, als gewaltige Arme ihn umklammerten, seine eigenen festpreßten und ihn ruckartig in die Höhe hievten.

Dagegen konnte er nichts tun. Seine Chancen waren gleich Null.

Er preßte nur die Lippen zusammen, um die Luft so lange wie eben möglich anhalten zu können.

Das Monstrum hievte ihn aus dem Wasser. Suko befand sich in einer Schräghaltung vor dem gewaltigen Körper des Unheimlichen, ohne die geringste Chance, sich befreien zu können.

Aber er konnte Luft einatmen, bevor ihn das Monstrum wieder in das Wasser zurückstieß.

Dabei brüllte es auf. Sehr bald hörte Suko den Laut nicht mehr, als er im Wasser verschwand. Mit dem Kopf nach unten war er eingetaucht, und das hatte sein Gegner gewollt.

Er wollte Sukos Schädel in den Schlamm stecken, damit der Chinese elendig erstickte.

Eine brutale Tat, und Suko konnte sich in der Schnelle nicht einmal wehren.

Dann war es soweit.

Sein Kopf verschwand im Schlamm. Es war der mörderische Druck, der den Kopf fast bis zu den Mundwinkeln hineintrieb, und das Monstrum ließ ihn auch in dieser Haltung, wahrscheinlich darauf wartend, daß sein Gegner elendig erstickte.

Daß Suko dennoch die Ruhe behielt, verdankte er seiner ausgezeichneten Ausbildung. Er dachte in diesen Sekunden an die Worte seiner Lehrer. Diese weisen Männer hatten ihm beigebracht, nie aufzugeben und nach allen Chancen zu suchen, die sich einem Menschen boten. Es gab fast immer noch eine Möglichkeit, nur mußte Suko sie in Sekundenschnelle finden, was nicht so einfach war.

Seine Arme konnte er nicht bewegen, weil sie von der Kraft des Monsters gegen seinen Körper gepreßt wurden, so daß sich der Inspektor wie in einer Eisenklammer vorkam.

Wie sollte er sich dann befreien?

Die Füße?

Die Idee glich einem Blitzstrahl. Für Suko die einzige Chance, die ihm das Monstrum ließ.

Bevor er noch weiter darüber nachdachte, handelte er schon. Er stellte fest, daß er die Beine bewegen und auch anziehen konnte. Bei einem geübten Kämpfer wie Suko konnten auch die Beine oder die Füße zu gefährlichen Waffen werden, das bewies der Chinese in den nächsten Sekunden.

Zugleich stieß er sie vor.

Und er traf auf einen Widerstand. Was es war, wußte er nicht, er hoffte, das Kinn seines Feindes getroffen zu haben. Suko beließ es nicht bei den ersten Tritten.

Er stieß nach.

Drei-, viermal erwischte er das Monster. Wenn es dieser Bewegung Einhalt gebieten wollte, mußte es den Griff um die Arme lockern. Darauf hoffte Suko, vor allen Dingen deshalb, weil ihm allmählich die Luft knapper wurde.

Das Monstrum hatte die Treffer voll nehmen müssen, und Suko war auch das Zurückzucken dieser Bestie nicht entgangen.
Noch einmal wuchtete er seine Beine mit aller ihm zur Verfügung stehender Kraft in die Höhe.
Diesmal erzielte er einen richtigen Erfolg. Auch das Monstrum war nicht mit dem Boden verwachsen, es mußte den Gesetzen der Physik Tribut zollen und wurde nach hinten gestoßen. Dabei riß es Suko mit und zog auch dessen Kopf aus dem Schlamm.
Der Unheimliche kippte nach hinten. Er hielt Suko weiterhin fest, bei dem sich die Bewegung seines Feindes ins Gegenteil umkehrte.
Er kam aus dem Wasser.
Suko konnte es kaum glauben. Er spürte nur die frischere Luft, riß den Mund auf, Schlamm vom Grund drang über seine Lippen, vermischte sich mit fauligem Wasser, und während Suko schluckte, atmete er heftig ein. Trotz dieser prekären Lage behielt er noch immer die Übersicht und jagte noch einen Tritt gegen den Vierkantschädel des Ungeheuers.
Das Wasser dämpfte die Wucht des Treffers ein wenig, aber der Erfolg war erreicht.
Das Monstrum verschwand im Wasser.
Suko trat sich frei.
Es war ein gutes Gefühl, die Klammer des anderen nicht mehr zu spüren, und der Chinese nahm sich vor, sich auf diese Art und Weise nicht mehr überraschen zu lassen.
Er schleuderte seinen Körper in Richtung Ufer und kraulte, so schnell er konnte, davon.
Seine Kleidung hatte sich vollgesaugt. Aus diesem Grunde fiel es ihm schwer, so rasch zu schwimmen, wie er es gern gewollt hätte.
Zudem dachte er an den Unheimlichen, der bestimmt noch nicht aufgegeben hatte und unter Wasser die gleiche Richtung nehmen würde wie Suko.
Durch heftige Schläge mit den Beinen trieb Suko sich voran und erreichte unangefochten den Schilfgürtel, in den er wie ein flüchtendes Tier einbrach.
Hier war das Wasser flacher. Es reichte ihm nur mehr bis an den Gürtel, so daß auch das Monstrum Schwierigkeiten haben würde, sich ungesehen auf ihn zuzubewegen.
Suko hatte sich breitbeinig aufgebaut. Bis über die Knöchel war er mit den Füßen im Schlamm versunken. Jetzt hieß es abwarten und reagieren, sobald das Monstrum erschien.
Suko hatte seine Waffe gezogen. Das Metall der Beretta glänzte naß. Zum Glück schoß die Pistole auch jetzt.
Hinter dem Inspektor befand sich die Schilfwand. Von dort konnte sich das Monstrum nicht ungesehen nähern. Es hätte die einzelnen

Rohre zu sehr in Bewegung gebracht.
Also würde es von vorn oder von den beiden Seiten kommen.
Und das behielt Suko alles im Blick.
Noch tat sich nichts.
Allmählich liefen auch die beim Kampf der beiden hochgepeitschten Wellen aus. Sie schwappten gegen Sukos Bauch. Das brackige Tümpelwasser war durch den vom Grund hochgewirbelten Schlamm noch schwärzer geworden.
Sehr heftig atmete Suko die Luft ein und aus. Nur allmählich beruhigten sich seine Nerven. Der Kampf mit dem Monstrum hatte ihn sehr angestrengt. Noch immer war sein Gesicht gezeichnet.
Nässe und Schlamm, »geschmückt« von dünnen grünen Algen, klebten auf der Haut.
Wo steckte dieser Besitzer der Villa Frankenstein?
Wie immer war es der verfluchte Nebel, der eine Sicht erschwerte.
Aber Suko hatte gute Augen, und er sah die merkwürdigen Wellenformen, als würde sich dicht unter der Wasseroberfläche jemand bewegen.
Das *mußte* das Monster sein!
Es kam auch. Blitzschnell tauchte es vor Suko auf. Wie ein Berg wirbelte es aus dem Tümpel, eingehüllt in wahre Fontänen aus Wasser und zähem Schlamm. Die Arme weit ausgebreitet und hocherhoben. Dazwischen sah Suko den überaus häßlichen, schiefen Vierkantschädel mit dem weit geöffneten Maul.
Das Monstrum würde zuschlagen.
Suko mußte schneller sein und war auch schneller. Er zielte genau zwischen die Augen und drückte ab, bevor das Untier seinen Körper über ihn wuchten konnte.
Die Kugel traf.
Leider bekam sie der lebende Tote nicht in den Schädel, denn er war im letzten Moment zur Seite gezuckt, so daß Sukos geweihtes Silbergeschoß zwischen Hals und Schulter in die Brust hieb.
Dennoch zeigte der Treffer Wirkung. Das Monster begann zu röhren wie ein Hirsch im Herbst. Es schüttelte seinen Schädel, der Sprung war gestoppt worden. Bevor es Suko erreichen konnte, klatschte es vor dem Chinesen in den Tümpel, wobei es einen gewaltigen Wasserberg in die Höhe schleuderte, der auch Suko nicht verschonte und ihn überspülte.
Zum Teil reinigte das Wasser sogar Sukos Gesicht. Als er wieder klarer sehen konnte, sah er das Monster im Wasser. Es war hart getroffen, schlug um sich, brüllte und quirlte mit seinen wuchtigen Schlägen das faulige Tümpelwasser auf.
Suko holte die Peitsche hervor.
Ausgefahren war sie.

Er brauchte nun mehr zuzuschlagen, was er auch tat, denn nun stimmte die Distanz.

Die drei Riemen fächerten auseinander, bevor sie gegen die Schulter des Monstrums hieben. Wieder brüllte der Unheimliche auf. Die Kraft der Dämonenpeitsche hatte ihn zurück in das Wasser getrieben und unter die Oberfläche gedrückt.

Als es wieder hochkam, klatschten abermals die Riemen gegen die Gestalt. Diesmal trafen sie sogar den Schädel, und Suko sah noch, wie er aufgerissen wurde, bevor er unter Wasser verschwand.

Der Tümpel vor ihm kochte, brodelte und quirlte. Das schwerverletzte Monstrum drehte fast durch. Es befand sich in einem immensen Todeskampf, das merkte der Chinese genau, denn in diesen Dingen besaß er seine Erfahrungen.

Es trieb ab…

War es erledigt?

Suko wollte nicht so recht daran glauben und schaute dem Monstrum nach, das aber nicht mehr hochkam. Wenigstens nicht so, wie es einmal war. Dafür trieben seine Teile auf der Oberfläche.

Es war ein schlimmes Bild. Suko sah, daß der zweite Peitschentreffer den Schädel buchstäblich gedrittelt hatte, und der Inspektor war froh, hier keinen Menschen vor sich zu sehen.

Er sah einen Arm auf der Oberfläche, der von den trägen Wellenbewegungen auf- und abgeschaukelt wurde. Dabei drehte sich die Hand einmal in Sukos Richtung, so daß sämtliche fünf Finger auf ihn zeigten, bevor sie allmählich wegknickten und sich nach unten senkten.

Dieses Monstrum würde keinen Schaden mehr anrichten, das stand fest. Suko glaubte nicht daran, daß die Einzelteile verfaulten, außerdem interessierte es ihn nicht. Diesen Sumpf würde er freiwillig nicht mehr betreten.

Er hatte seine Pflicht getan. Wie stand es um John?

Suko wollte so rasch wie möglich zu seinem Freund und hoffte, daß er im dichten Nebel die Richtung nicht verfehlte. Bevor er festeren Boden erreichte, mußte er sich durch den dichten Schilfgürtel kämpfen. Die einzelnen Rohre waren sehr sperrig. Suko schlug und brach sie ab oder drückte sie zur Seite.

Den Steg hatte er verfehlt, hoffte jedoch, auch so an Land zu kommen. Das gelang ihm.

Er atmete auf, als kein Tümpelwasser seine Beine mehr umspülte.

Stolpernd erreichte er den festeren Sumpfboden, blieb schweratmend stehen und schaute sich zunächst einmal um.

Es war lächerlich, aber eine Tatsache. Sehen konnte er so gut wie nichts. Der Nebel hatte sich noch mehr verdichtet. Zudem war die Zeit fortgeschritten und hatte bereits die Dämmerung über das Land gelegt.

Es würde schwer werden, das Ziel zu finden.
Suko gab nicht auf. Er überlegte, wo das Haus liegen könnte und hatte sich dann zu einem Entschluß durchgerungen.
Der Inspektor machte sich auf den Weg…
Mit einer feigen Falle hatten sie mich erwischt. Der Draht oder das Band war so dünn gewesen, daß ich es nicht erkennen konnte und deshalb stolperte.
Es gelang mir nicht mehr, mich zu fangen. Ein wenig konnte ich den Fall noch abbremsen, doch ein gutes Abrollen über eine der beiden Schultern war mir nicht möglich, so daß ich stöhnend liegenblieb.
Mit der rechten Stirnseite war ich zudem noch aufgeprallt und hatte für einen winzigen Moment Sterne gesehen.
Liegenbleiben konnte ich nicht. Die Puppen lauerten nur auf so etwas, und ich vernahm, während ich mich aufstützte, ihre trippelnden Schritte und die häßlichen zischenden Stimmen.
»Wir haben ihn… wir haben ihn …«
Ich kam auf die Knie. Die Beretta schußbereit in der rechten Hand, so suchte ich nach meinen kleinen, aber höllisch gefährlichen Gegnern, ohne sie zu entdecken.
Sie waren einfach zu schnell.
Schatten sah ich.
Sie huschten durch den Raum und fanden hinter den Möbelstücken geschickt ihre Deckung.
Aus diesen Stellungen griffen sie auch an.
Etwas blitzte auf. Es war nur ein rötlich gelber Funke, der für einen Moment in der Luft stand und dann zusammenbrach, aber ich erkannte das Mündungsfeuer und merkte auch den Einschlag der Kugel.
Unter meinem Arm fuhr sie hinweg in die Brust. Ein zuckender Schmerz, das Loch in der Kleidung, und sogar ein leichter Schock überfiel mich, denn ich hatte Angst, kampfunfähig geschossen zu werden.
Das war nicht der Fall. Das Geschoß besaß aus der Entfernung zu wenig Durchschlagskraft, aber die Wunde und das Ziehen blieben.
Ich wollte aufstehen.
Zum Glück schaute ich dabei nach links. Über den Boden und wie ein Rekrut kroch eine der Puppen. Sie trug ein Kleid, ihr Gesicht war weiß, schimmerte böse, und sie war schon so nahe heran, daß sie mich mit ihrer Waffe treffen konnte.
Diese war gefährlich genug, denn die Puppe hielt zu allem Überfluß eine normale Schere in der Hand.
Schon stieß sie zu.
Ich hatte im letzten Augenblick mein Bein zur Seite gezogen, so drang die Schere nicht in meine Wade, sondern nur durch den

Hosenstoff, und sie streifte auch nur mehr an meiner Haut entlang.
Ich drückte mich herum, sah das Ziel und den hocherhobenen Arm, weil die Puppe zum zweitenmal zustoßen wollte.
Vor meiner Beretta leuchtete im nächsten Augenblick das Mündungsfeuer, und bevor die Puppe zustechen konnte, hatte sie die Kugel voll erwischt und zertrümmert.
Ihre Einzelteile wirbelten weg, und nur die Schere blieb vor meinen Füßen liegen.
Obwohl ich nur Puppen zum Gegner hatte, verhielt ich mich so, als wären es normale Gangster, und wechselte blitzschnell meine Stellung. Ich konnte nicht wissen, welche Waffen sie noch besaßen und auf mich abfeuern würden.
Mit einem Sprung erreichte ich das alte Sofa. Dabei hatte ich mir etwas zu viel Schwung gegeben, prallte gegen die breite Rückenlehne, das Sitzmöbel wurde hochgekippt und fiel auf die andere Seite, wo es liegenblieb.
Ich selbst konnte mich zum Glück auf den Beinen halten und hörte wieder das Trippeln schneller Füße.
Ich trat nach hinten, traf auf Widerstand und vernahm wütende Schreie. Als ich mich umdrehte, sah ich zwei getroffene Puppen über den Boden rollen. Sie hielten Lanzen fest, und auch eine weitere Puppe war damit bewaffnet. Zudem konnte sie klettern und erstieg blitzschnell das umgekippte Sofa, so daß sie in meine unmittelbare Nähe geriet.
Als sie die Lanze schleuderte, zuckte ich mit dem Kopf zur linken Seite.
Das Ding hätte mich mitten im Hals erwischt, so fuhr es dicht vorbei und verschwand irgendwo im Hintergrund.
Die Puppe gab nicht auf. Wie gelenkig sie war, bewies sie im nächsten Moment, als sie sich abstieß, auf mich zusprang und dabei ein kleines Messer hervorholte.
Die Klinge war nicht länger als ein halber Finger, aber gefährlich, wenn sie die richtige Stelle traf.
Sie wuchtete gegen das Silberkreuz, das ich der springenden Puppe entgegenhielt, und auch der Körper bekam Kontakt. Der Schrei gellte spitz und schrill durch den Raum, bevor das kleine, unheimliche Lebewesen zu Boden fiel, dort zerbrach und sich in Staub auflöste.
Ich setzte mit einem kräftigen Sprung über das umgekippte Sofa hinweg und sah, bevor ich mit beiden Füßen aufkam, die kleinen Puppen zur Seite und in dunkle Winkel huschen.
Ich feuerte hinter einer Puppe her, doch meine Kugel fehlte.
Dieser Fehltreffer bewies mir, daß ich nervös geworden war und mich unbedingt zur Ruhe zwingen mußte.
Wo steckten sie?

Meine Blicke durchforsteten die düsteren Ecken und Winkel, ohne einen Gegner genau erkennen zu können.

»Wir müssen ihn töten!« Mehrere Stimmen sprachen auf einmal.

Es hörte sich an wie ein böses Zischen.

Ich duckte mich, um ein kleineres Ziel zu bieten. In der Nähe befand sich das Fenster, durch das der Nebel strömte und die Sicht zusehends verschlechterte.

Allmählich wurde ich unruhig. In meinem Magen hatte sich ein dicker Kloß festgesetzt. Wenn diese unheimliche Belagerung noch lange anhielt, würde ich wohl die nächste Nacht hier verbringen.

Ich war so erregt, daß mir der Schweiß aus allen Poren lief. Hastig wischte ich mit dem Handrücken über die Stirn und wartete auf den nächsten Angriff. Der kam vorläufig nicht.

Die Puppen blieben verschwunden. Sie tauchten ein in den unheimlichen Nebel und lauerten darauf, daß ich mir eine Blöße gab oder Schwäche zeigte.

Noch blieb alles ruhig.

Auch ich hielt den Atem an, obwohl es mir schwerfiel und mein Herz in der Brust hämmerte.

Die Lippen hatte ich hart zusammengepreßt, nur durch die Nase atmete ich und spürte immer stärker, wie sehr mir dieses Abwarten und dieser Belagerungszustand auf die Nerven fiel.

Lange hielt ich das nicht mehr durch. Aus diesem Grunde entschloß ich mich, die Initiative zu ergreifen und löste mich von meinem Platz. Auch ich tauchte in den Nebel ein und wurde ebenfalls zu einem grauen Schatten, wie auch meine kleinen, heimtückischen Gegner, die sich noch immer versteckt hielten.

Der verdammte Nebel gab ihnen einfach eine zu gute Deckung.

Und aus dieser Deckung wuchs etwas hervor.

Als ich erkannte, daß ich es mit einem von den Puppen geschleuderten Stuhl zu tun hatte, war es für eine schnelle Reaktion meinerseits schon zu spät.

Das Möbelstück traf mich voll.

Ich bekam soeben noch meine Hände hoch, wobei es mir nichts half, getroffen wurde ich trotzdem.

Der Stuhl hämmerte gegen meinen Körper, ich ging zurück, und darauf hatten die Puppen nur gewartet.

Plötzlich hingen sie in Höhe der Füße zwischen meinen Beinen, so daß ich keine Chance mehr bekam, mich zu halten. Sie packten eisern zu, brachten mich ins Stolpern, und ich dachte während des Falls an die Geschichte von Gulliver, der auf seinen Reisen ins Reich der Liliputaner gelangt und von ihnen überwältigt worden war.

Mir erging es ähnlich.

Mit dem Rücken zuerst fiel ich auf das hochkant stehende Sofa, dann

krachten wir auf den Boden. Staub wirbelte auf, vermischte sich mit den Nebelwolken, und ich vernahm die triumphierenden Stimmchen der Killerpuppen.

»Jetzt haben wir ihn!«

Ja, sie hatten mich, und sie kamen tatsächlich von allen vier Seiten und wie eine Woge.

Ich wollte mich aufrichten, den Schmerz im Rücken unterdrückte ich dabei, als die erste Puppe genau auf meine Stirn sprang. Sie hatte sich hinter mir aufgehalten, ich spürte den Druck ihrer Füße, schielte nach oben, andere Puppen kletterten auf meinen waagerecht liegenden Körper, und ich sah, wie die Puppe auf der Stirn eine kleine Lanze hob, um sie in mein rechtes Auge zu stechen.

Hätte ich das Auge schnell geschlossen, wäre es der gleiche Effekt geblieben. Deshalb mußte ich mir in Windeseile etwas anderes einfallen lassen.

Genau in dem Augenblick, als sich eine Puppe auf meine rechte Hand setzte, riß ich den Arm hoch und wuchtete ihn auf meinen Kopf zu, so daß die sich festklammernde Puppe ihren Artgenossen auf der Stirn voll traf.

Ich hörte noch das Klatschen, dann wurde die Puppe von meiner Stirn gefegt und prallte irgendwo auf.

Diese unmittelbare Gefahr war gebannt.

Eine neue rollte an.

Das heißt, sie befand sich schon in meiner unmittelbaren Nähe, denn die Puppen hockten auf meinem Bauch. Es waren drei. Eine bewaffnet mit einer Lanze, die anderen beiden, regelrechte Killer-Püppchen, in Frauenkleidern, trugen relativ lange Stöcke in den Händen, und sie wuchteten sie auf meinen Bauch.

Die Treffer ließen sich verschmerzen, viel schlimmer war der kleine Kerl mit der Lanze, der den Arm erhoben hatte und genau dorthin zielte, wo sich mein Bauchnabel befand.

Ich winkelte den rechten Arm an. Die Beretta-Mündung stach aus meiner Faust hervor, und über meinen Körper hinweg feuerte ich auf die Puppe, wobei die Kugel sie voll traf und vor meinen Augen in zahlreiche Fetzen zerriß.

Dann richtete ich mich auf, schlug mit der Pistole zu und räumte mit einem Rundhieb die beiden anderen Puppen von meinem Körper. Sie flogen gemeinsam in eine Richtung.

Ich befand mich noch immer nahe der umgekippten Couch. Sie war von einer Puppe erklommen worden, die ein gefährliches Instrument in den kleinen Händen hielt.

Eine Drahtschlinge.

Und die genau wurde zielsicher geworfen. Als ich das Blitzen vor meinen Augen sah, war es bereits zu spät, denn noch in der gleichen

Sekunde zog sich die Drahtschlinge um meinen Hals fest. Ich hörte die Puppe triumphierend schreien, während sie sich abstieß, den Rand der Couch verließ und zu Boden sprang.

Durch diese Bewegung riß sie meinen Kopf nach hinten, und die verfluchte Schlinge zog sich noch fest zu.

Mit dem Hinterkopf prallte ich auf den Boden, hörte die schnellen Schritte der Killerpuppe dicht an meinen Ohren und vernahm auch deren dumpfes Echo.

Das hatte mir noch gefehlt. Die Puppe besaß eine unwahrscheinliche Kraft, und es gelang ihr auch, die verdammte Schlinge noch enger zu ziehen. Luft bekam ich keine mehr.

Dafür konnte ich sehen.

Sie kamen aus den Ecken und Winkeln des nebelerfüllten, unheimlichen und düsteren Raumes. Diese verdammte Villa Frankenstein sollte für mich zum Grab werden.

Böse waren ihre Gesichter. Bei jeder Bewegung ihrerseits tanzten sie vor meinen Augen, wurden zu widerlichen Fratzen mit großen, offenen Mäulern, aus denen die zischenden, triumphierenden Laute drangen, die für mich zu einer Art Grabgesang werden sollten.

Wenn ich mich aufrichten wollte, würde die Puppe nur noch mehr ziehen und die Schlinge härter in das Fleisch drücken. Im Liegen mußte ich mich verteidigen, und es blieb mir verdammt wenig Zeit.

Die unmittelbare Umgebung verschwamm bereits vor meinen Augen. Das lag nicht allein an dem noch immer durch das Fenster strömenden Nebel, auch meine Kraftlosigkeit trug dazu bei. Die Puppen waren allesamt gefährlich, am schlimmsten die, die hinter mir die Schlinge hielt und so grausam und hämisch lachte.

Nicht mehr lange.

Ich schleuderte meinen linken Arm nach hinten und kam mir dabei vor wie ein Rückenschwimmer in der Bewegung. Nur hielt der kein Kreuz in der Hand.

Ich hörte sogar den Aufprall, als es gegen die kleine Puppe klatschte, und vernahm dann das mörderische Kreischen der Figur.

Einen Augenblick später ließ der harte Schlingendruck an meinem Hals nach, obwohl das Drahtgestell noch um die Kehle gewickelt blieb.

Ich schrie dumpf, als eine der Puppen eine kleine Lanze durch die Kleidung schräg in meine Hüfte stieß.

Dann schoß ich und fehlte trotz der geringen Entfernung. Ich warf mich auf die Seite, begrub eine Puppe unter meinem Körper und spürte andere auf meinem Rücken.

Wenn ich hier nicht hoch- und wegkam, würden es diese kleinen Mörder schaffen, mich trotz meiner Waffe umzubringen.

Die Trompeten von Jericho habe ich noch nie gehört. Dennoch

kamen mir die Schreie der Puppen auf einmal so vor, denn sie läuteten gewissermaßen das Ende ein.

Ich sah sie von meinem Körper fallen, über den Boden purzeln, weil sie sich nicht mehr auf den Beinen halten konnten, und auch aus den düsteren Ecken erschienen noch einige von ihnen.

Ihr Ziel – mich – erreichten sie nicht mehr. Auf halber Strecke erwischte es sie. Und zwar gleichzeitig. Plötzlich schlugen aus allen Körpern die kleinen blauen Stichflammen, die fauchend in die Höhe stießen und die Puppen verbrannten. Vor meinen Augen vergingen sie und wurden zu grauer Asche.

Ich schaute dem für mich noch unbegreiflichen Vorgang zu, während ich damit beschäftigt war, die Schlinge von meinem Hals zu lösen und es auch schaffte.

Endlich atmete ich wieder frei durch. Dabei schaute ich weiterhin zu, wie die Puppen vergingen.

Das unheimliche Nebelzimmer in der Villa Frankenstein war erfüllt von bläulich zuckendem Licht, das auch in die grauen Schwaden drang und ihnen etwas von seiner Farbe abgab.

Allmählich löste sich bei mir die Spannung. Ich spürte meine kleinen Wunden, die mir die Monster zugefügt hatten, und ich merkte auch das Brennen am Hals, als würde ein Feuerring sich noch immer tief in die Haut hineinfressen.

Trotz dieser Blessuren war ich froh, denn ich hatte es überstanden. Letzte, leise Schreie wehten durch den Raum. Sie verklangen zusammen mit den ineinanderfallenden Puppen, so daß sich wieder das Grau des Nebels ausbreitete und von der Villa Besitz ergriff.

Ich stemmte mich an der umgekippten Couch ab und drückte meinen Körper in die Höhe.

Sehr wacklig stand ich auf den Beinen. Im Hals kratzte es, ich hustete stark und machte mich mit unsicheren Schritten auf den Weg zur Tür. Durch den Flur taumelte ich, gelangte nach draußen und ließ mich auf der alten Holztreppe nieder.

So fand mich Suko.

Er sah ebenfalls aus wie ein Monster. Naß, mit Schlamm bedeckt und Algen im Gesicht.

»Alles klar?« fragte er.

Ich hob den Daumen hoch. »Alles. Nur habe ich nicht viel dazu getan. Die Puppen, so gefährlich sie auch waren, vergingen plötzlich. Aus ihnen schlugen Flammen und…«

Suko unterbrach mich. »Daran trage ich wohl die Schuld. Das muß genau in dem Moment geschehen sein, als ich das Monster vernichtete. Da war der Bann gebrochen.«

Ja, das war die Erklärung.

Der Inspektor streckte einen Arm aus und half mir auf die Beine.

»Eine Frage hätte ich noch, Suko. Ich habe dieses Wesen ja nicht zu Gesicht bekommen. Sah es tatsächlich so aus wie das Monster in den Frankenstein-Filmen?«

»Fast. Aber so genau habe ich mir die Filme nicht angesehen, da bin ich ehrlich…«

***

Im Dorf starrte man uns verwundert und überrascht an, daß wir es geschafft hatten, lebendig zurückzukehren. Wir wehrten alle Fragen ab und unterhielten uns mit dem Konstabler, während ich mich dabei selbst verarztete und Pflaster auf die kleinen Wunden klebte.

Der Polizist konnte es kaum glauben, daß es uns gelungen war, das Grauen zu brechen. Immer wieder schüttelte er den Kopf und fragte, was er denn noch tun könnte.

»Ich wüßte schon etwas«, erwiderte ich und nahm ein neues Pflaster. »Sie werden mit einigen Leuten zu dieser Villa gehen und sie niederbrennen.«

Erst schaute er mich erstaunt an, dann schlug er mit seiner dicken Faust auf den Schreibtisch. »Wenn das keine Idee ist, Sir.« Er nickte heftig. »Das werden wir auch machen.«

So geschah es.

Wer heute in die Gegend kommt, wird von Villa Frankenstein nichts mehr sehen. Auch keine verkohlten Trümmer, denn der Sumpf hat auch diese verschlungen…

***ENDE***